Ein Schlagwort der Zeit

Ein Schlagwort der Zeit

Roman

von

Fedor von Zobeltitz

Zweiter Band

Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

I.

Zwei Tage später kam aus Berlin die Nachricht, daß Frau v. Ostien mit ihrer Tochter der Einladung Hertha's dankend folgen und am zwanzigsten mit dem Abendzuge in Neu-Mellenthien eintreffen würde.

Im stillen Diehmenshof begann nun ein lustiges und lebhaftes Feiertagstreiben. Es war seit langem nicht so heiter und so buntbewegt in dem alten Herrenhause zugegangen. Flora und Hertha freundeten sich schnell an; der beiden Naturen paßten zu einander und ergänzten sich gegenseitig. Flora war die sanftere, weichere und stillere; sie schaute mit einer gewissen Bewunderung zu der Comtesse empor, die mit energischer Hand ein Hauswesen leitete, das sich unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht so leicht regieren ließ.

Auch Carlot wunderte sich zuweilen im stillen darüber, wie prächtig es Hertha verstand, mit ziem-

lich geringen Mitteln in großem, jedenfalls aber vornehmem Stile die Wirtschaft zu führen. Die Einkünfte aus den verpachteten Ländereien waren nur unbedeutend, und von den Zinsen des für die Comtesse sicher gestellten, auch nicht erheblichen Barvermögens, das sie von einer Tante geerbt, floß noch ein guter Teil in die Taschen des geliebten Bruders, der immer eine lockere Hand hatte und wenig Verständnis für einen richtigen Ausgleich in seinem Soll und Haben besaß. Aber Hertha war ein praktisches Mädchen und in Bezug auf die eigene Person sehr anspruchslos. Wenn sie allein lebte, war es ihr ziemlich gleichgiltig, was auf die Tafel kam. Auch ihre Toilettenbedürfnisse waren geringe; sie ging stets fast übertrieben einfach gekleidet. — Im Winter, wenn sie, von ihren Hunden begleitet, ihren täglichen Spaziergang durch den tief im Schnee gebetteten Park machte, trug sie gewöhnlich einen kurzen, pelzbesetzten Rock und hohe Stiefel, wie die polnischen Bauernmädel und Huzulenweiber. Zuweilen legte sie auch Männertracht an; sie war eine leidenschaftliche Jägerin und wußte sich in den Herbst- und Winternächten, wenn sie in der Anstandshütte das Wild belauerte, unbeobachtet von unberufenen Augen. Sie beanspruchte also wenig für sich selbst. Zudem lieferten Gemüsegarten, Treibhaus und Wald genügend für den Hausbedarf; auch dem Pächter waren gewisse Verpflichtungen kontraktlich

auferlegt worden — er hatte u. a. für den Unterhalt der beiden Karossiers und des Reitpferdes der Comtesse zu sorgen. So blieben Hertha an baren Ausgaben eigentlich nur das, was sie für wohlthätige Zwecke und die Anschaffung neuer Bücher, Zeitschriften, Musikalien und ähnlicher geistiger Nahrung that, und was die Erhaltung des Schlosses erforderte.

Diehmenshof war seit Beginn des sechszehnten Jahrhunderts in der Familie, und das neue Herrenhaus war vor dem siebenjährigen Kriege auf den Fundamenten des alten Schlosses errichtet worden. Es war ein sehr schöner und geräumiger Bau, und da die einzelnen Generationen für die innere Ausstattung ungemein viel gethan hatten, so lag — nachdem der dazu gehörige Grundbesitz im Laufe der Zeit arg zersplittert worden war — der Hauptwert von Diehmenshof in diesem großen und stattlichen Herrschaftshause mit seinem ihn umgebenden herrlichen Parke.

Das Schloß enthielt an dreißig Wohnräume, und alle waren gleich behaglich möbliert, die des unteren Geschosses mit modernerem Komfort; die oberen altertümlicher und befremdlicher anmutend. Für Halm, dessen Phantasie gern in der Vergangenheit schwelgte, war es eine wahre Lust, das Herrenhaus in allen seinen Teilen zu durchforschen und zu durchkramen. Es gab da Winkel und Ecken, Verschläge und Giebelstübchen, dunkle Verbindungsgänge

und dämmernde Nischen, die ihm allerhand Geheimnisvolles verhießen und in die er mit Vorliebe seine Nase steckte. Er fand auch immer etwas Neues, fortgeworfenes Gerümpel, das seinen Zweck erfüllt hatte, das er aber wieder an das Tageslicht schleppte, um es mit wichtiger Miene Hertha zu zeigen und die verwegensten und phantasievollsten Vermutungen und Kombinationen daran zu knüpfen.

Einmal fand ihn die Comtesse in der Räucherkammer, einem Verschlage auf dem höchsten Boden, dicht neben dem Schornstein. Halm war in voller Aufregung; zwischen Würsten und Schinken hatte er einen verrosteten Spieß entdeckt, von dem er anfangs behauptete, es sei eine Hellebarde aus dem siebzehnten Jahrhundert, und später, es sei ein Wildfänger aus der Zeit um 1680. Hertha versuchte ihm zu beweisen, daß der fragliche Gegenstand nichts anderes, als ein alter ausrangierter Bratspieß sei, und das schien Halm zu kränken. Er ließ das Thema fallen, um die Comtesse sofort auf eine andere Merkwürdigkeit aufmerksam zu machen. Zwischen Räucherkammer und Bodenraum, dem Schornstein gegenüber, lag eine mächtige, mehrere Fuß breite Mauer. Was hatte diese Mauer zu bedeuten? War sie hohl? Es klang so, wenn man sie beklopfte. Folglich mußte innerhalb des Mauerwerks etwas Rätselhaftes begraben sein. Aber was? Vielleicht ein Schatz — vielleicht Dokumente

von kolossaler Wichtigkeit — vielleicht ein Gerippe, ein angekettetes Gerippe ... „In solchen alten Schlössern stößt man häufig auf die Spuren scheußlicher Verbrechen, gnädigste Comtesse. Nehmen Sie einmal an: könnte nicht Hans Friedrich von Diehmen, 1508 bis 1557, der der Chronik nach und mit Erlaubnis zu sagen, ein fürchterlicher Mensch gewesen sein muß, ein Raubritter von Prima-Qualität, hierselbst einen armen Juden vermauert haben, weil dieses Subjekt sich weigerte, Hans Friedrich ein Darlehn von tausend Goldgulden vorzustrecken? Oder noch schlimmer: könnte nicht einer Ihrer Vorfahren den Schleppenträger seiner Gattin mit einem so schrecklichen Tode bestraft haben, weil der unglückliche Page seine Herrin einmal verliebt angesehen hat? — Schaudern Sie nicht, Comtesse! Nietzsche hat nachgewiesen, daß die naive Grausamkeit unserer Ahnen zu den natürlichen Instinkten der ‚lüstern nach Beute schweifenden blonden Bestie‘ gehört und daß die Unmenschlichkeit eigentlich menschlich, allzu-menschlich ist — Sie haben also gar keinen Grund, sich der kleinen Scherze der hochseligen Diehmens zu schämen. Und wie interessant wäre es, wenn wir da drinnen“ — er klopfte gegen die Mauerwand — „ein Gerippe fänden“ ...

Hertha lachte den Schwärmer aus und erwiderte ihm, der neue Schloßbau stände erst hundertundfünfzig Jahre und dazumal sei die Menschheit und

auch das Geschlecht der Diehmens schon ziemlich kultiviert gewesen. „Dann bleibt also nur noch die Annahme des vermauerten Schatzes“, entgegnete Halm, „den man vor den schlesischen Kriegen aus Furcht vor den Kroaten zwischen den Steinen versenkt und den man vergessen hat, wieder auszugraben. Ich rate dringend, daß Sie die Wand niederreißen lassen, Comtesse.“

Nun drohte Hertha, Halm in die Räucherkammer einschließen zu wollen und beklagte sich in scherzender Entrüstung, daß er ihr das ganze Hauswesen durcheinanderbringe; nichts sei sicher vor ihm, seinem forschenden Auge, seiner nach Mysterien schnüffelnden Nase und seinem Geheimnisse erklopfenden Zeigefinger.

Die beiden standen sich gut miteinander. Hertha mochte den frischen jungen Poeten wohl leiden, und Halm vergötterte die Comtesse. Er bildete sich sogar ein, in sie verliebt zu sein und begann ihr, nachdem er die erste Schüchternheit überwunden und sich in Diehmenshof eingelebt hatte, in respektvoller Weise den Hof zu machen. Sie faßte das humoristisch auf und amüsierte sich über das heiße Bemühen Halms, ihr Schönheiten zu sagen. Sein Liebeswerben irgendwie ernst zu nehmen, daran dachte sie nicht im Entferntesten — und im Grunde genommen dachte auch Halm nicht daran. Überdies lernte er kurz vor Weihnachten ein anderes junges

Mädchen kennen, das ihm in der That gefährlich werden sollte.

Halms Lieblingsaufenthalt im Schlosse war die Bibliothek, die in zwei runden, übereinander liegenden Turmzimmern untergebracht war, welche eine eiserne Wendeltreppe mit einander verband. Die Bibliothek war, wie sich auf den ersten Durchblick erkennen ließ, nicht nach einer bestimmten litterarischen Neigung gesammelt, schien vielmehr von den verschiedenen Besitzern nach Laune und Willkür, vielleicht auch in Rücksicht auf die Geschmacksrichtung der Zeit zusammengetragen worden zu sein. Sie enthielt indessen, da schon Großvater und Urahn in diesen runden Zimmern ihren Geist zu erfrischen versucht hatten, manch seltenes und kostbares Werk, bei dessen Anblick Halm, der ein passionierter Bücherwurm war, in Entzücken geriet. Besonders die großen schweinsledernen Folianten, die mit ihren kolossalen Formaten und ihren breiten, die schwulstige Litteratur verflossener Jahrhunderte schon äußerlich repräsentierenden Rücken die unteren Borde der in die Wände eingelassenen Bücherschränke füllten, erregten sein Interesse mächtig.

Da waren Jagd- und Falkonierwerke mit höchst wunderlichen Abbildungen, und auf die zum Teil schon von den Würmern zernagten Ränder hatten die alten ritterlichen Diehmen, die das Studium der Weidmannskunst auch theoretisch zu betreiben pfleg-

ten, zuweilen eigenhändig mit krausen, verschnörkelten Buchstaben ihre Ergänzungen und Zusätze eingetragen. Manchmal waren diese Randbemerkungen recht kurioser Art, und Halm lachte in dem einsamen Zimmer leise vor sich hin, wenn er z. B. neben der schönen Beschreibung einer nach allen Regeln der Kunst in Scene gesetzten Reiherbeize den handschriftlichen Vermerk lesen mußte: ‚author ist ein confuses subject, sintemalen er von der Beitz nicht mehreres verstehet denn ein Aff von der rhetorik‘. Die alten Herren verstanden sich auf die Kritik, wie der boshafteste Rezensent der Neuzeit!

Irgend ein Diehmen des siebzehnten Jahrhunderts mußte ein großer Geograph gewesen sein, wenigstens war an alten Kosmographien und Reisebeschreibungen kein Mangel. Dazu kamen umfangreiche Sammelwerke ‚schöner, anmutiger und lobwürdiger Historien‘, viel theosophische und theurgische Schriften voll heillosen Blödsinns, die Roman-Ungeheuer der Schlesischen Dichterschulen und eine Unzahl von Dramen und contes badines aus dem Rokoko und der Zeit des Niedergangs der französischen Litteratur.

Gesetzter war schon die im zweiten Stockwerk aufgestapelte Bücherei, meist Klassiker aller Zeiten und Länder. Hier schien auch die Schloßherrin häufiger zu weilen, denn das Gemach war gemütlich möbliert, und den Büchern merkte man an, daß sie häufiger zur Hand genommen wurden, während

aus den Folianten unten beim Öffnen der Deckel der Modergeruch vergangener Zeiten emporquoll. Hier waren auch neuere Werke zu finden, historische, philosophische und schöngeistige Schriften unserer Tage, die erst Hertha angeschafft haben konnte, und es machte Halm Freude, aus der Auswahl dieser Bücher auf das reiche, fein empfindende und doch keineswegs einseitig prüde ausgebildete Innenleben der Comtesse schließen zu dürfen.

Als Halm eines Vormittags im unteren Bibliotheksraume saß und gerade eine prachtvolle, von Marillier und Eysen illustrierte Ausgabe der ‚contes de la reine de Navarre' durchblätterte, bemerkte er etwas, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er saß oder lag vielmehr in einem bequemen, mit rotem Leder überzogenen Lehnstuhl, den Rücken dem Fenster zugewendet, durch das die helle Wintersonne einen glänzenden Goldschein warf. Zu seinem Staunen hatte Halm soeben im oberen Zimmer, das er menschenleer wähnte, ein leichtes Trappeln gehört — und nun sah er plötzlich auf der ersten Stufe der Wendeltreppe, ganz oben, den Saum eines dunkelbraunen Kleides, unter dem zwei allerliebste, sehr kleine und zierlich beschuhte Füße hervorschauten. Halm verhielt sich still. Die Füßchen kletterten eine Stufe tiefer, und dann beugte sich auf einmal ein blonder frischer Mädchenkopf über das Geländer der Treppe und schaute mit

Neugier, Erstaunen und leichtem Erschrecken in das untere Zimmer hinein.

Halm legte rasch sein gefährliches Prachtwerk beiseite und erhob sich.

„Suchen Sie etwas, mein verehrtes Fräulein?“ fragte er, da ihm nichts anderes zu fragen beifiel.

Das junge Mädchen errötete tief und drückte sich mit einer gewissen Ängstlichkeit dicht gegen das eiserne Blumengewinde des Geländers.

„Ja — nein — ja“, antwortete die Kleine rasch hintereinander, „ich dachte — die Comtesse wäre hier“ . . .

„Bedaure lebhaft, mein Fräulein — sie ist leider nicht hier. Aber wenn Sie es wünschen, suche ich sie.“

„O — ich danke sehr, mein Herr“, erwiderte die Blonde unter abermaligem Erröten; „ich werde sie schon finden“. . . .

In diesem Augenblicke wurden im oberen Gemach neue Schritte vernehmbar.

„Edith!“ rief Comtesse Hertha. „Wo stecken Sie denn, Kind?“ —

Also Edith hieß die Kleine. Der Name gefiel Halm — und die Trägerin auch.

„Sie werden gesucht, gnädigste Comtesse!“ rief er mit Kommandostimme zur Decke empor.

Edith war Hertha bereits entgegengesprungen, dann stiegen die beiden die Treppe hinab. Nun

konnte Halm die blonde Schönheit aus unmittelbarer Nähe bewundern. Sie war ein keckes, rundliches Geschöpfchen, wohl kaum an die Zwanzig, ungemein rosig, bis zu den krausen Härchen auf der Stirn und den niedlichen Ohrläppchen, blauäugig, und mit einem stumpfen pikanten Näschen über einer etwas zu kurzen, weiße Zähne zeigenden Oberlippe.

„Haben Sie sich schon bekannt gemacht?“ fragte Hertha lächelnd.

„Ich hatte noch nicht die Ehre, gnädigste Comtesse“, antwortete Halm, das Buch der Königin Margarete weiter auf das Fensterbrett schiebend. Es wäre ihm doch unangenehm gewesen, bei einer so frivolen Lektüre überrascht zu werden.

„Also — liebe Edith: Herr Dr. Fritz Halm, Schriftsteller — Fräulein Edith Frosch, Nichte des Herrn Amtsrats Bernitz auf Rosenhagen und auf einige Tage unsere liebe Hausgenossin“. . . .

Halm war entnüchtert. Er verbeugte sich zwar tief und liebenswürdig vor der immer wieder erneut errötenden jungen Dame, doch auf seine poetische Seele war ein Giftreif gefallen. Gott bewahre, wie konnte ein so anmutiges Geschöpfchen Edith Frosch heißen! Edith — das ließ man sich schon gefallen, aber Edith F r o s ch — das vernichtete ja jede Illusion! — Sie konnte freilich nichts für

diesen abscheulichen Namen — es blieb dennoch schrecklich! —

Inzwischen erzählte Edith der Comtesse, sie habe sich im Schlosse verlaufen und sei plötzlich wider Vermuten in der Bibliothek gestrandet — und dann erzählte Hertha dem Dichter, Edith sei am Morgen von Rosenhagen herübergekommen und werde bis zu Neujahr in Diehmenshof bleiben. Sie sei eine poetische Natur und habe sich bereits auf die Bekanntschaft des berühmten Schriftstellers gefreut.

„Also auch Dichterin?" fragte Halm freundlich.

Es stellte sich heraus, daß dies in der That so war. Doch hatte Fräulein Frosch in ihrem jungen Leben erst ein einziges Gedicht verbrochen, und das war nur kurz gewesen und in das Stammbuch einer Freundin geschrieben worden. Sie behauptete auch, sie könne es nicht auswendig, sie wisse nicht einmal mehr den Anfang. Aber die Freundin habe es sehr hübsch gefunden und deren Mutter ebenfalls.

Mit dem niedlichen quirligen Wesen kam noch mehr Leben in das Schloß. Edith war noch ganz Backfisch — von jener Backfischart, die in den großen Städten, in denen das junge Mädchen unmittelbar nach der Konfirmation in die Gesellschaft zu treten pflegt, kaum noch existiert und die in ihrer drollig süßen Unbehülflichkeit, in ihrem unsicheren Tappen, über das Kindliche hinauszukommen, etwas Reiz-

volles und Herzerfrischendes an sich hat. Edith, die einzige Tochter eines Zeughauptmanns, der bei einer Pulverexplosion in Danzig verunglückt, war Waise und nach dem Tode ihrer Mutter zu dem Onkel Bernitz nach Rosenhagen gekommen. Hertha hatte sie lieb gewonnen und nahm sie zu öfterem auf kürzere oder längere Zeit nach Diehmenshof, wo sie ihr die Einsamkeit vertreiben half. Auch der alte Amtsrat war häufiger Gast im Schlosse — ein vortrefflicher Mann mit einem knallroten Bordeauxgesicht, aber recht langweilig und nur interessiert für seine Zuckerrüben und für das neue Moorentwässerungssystem, das er erfunden hatte. Er sprach durch die Nase, litt an beständigem Stockschnupfen, konnte unglaublich viel trinken und erzählte gern uralte Kalauer und Mikoschanekdoten, über die er stets selbst am meisten lachte.

An der Regelmäßigkeit des Lebens in Diehmenshof veränderte übrigens auch der Fremdenbesuch nichts. Gegen acht Uhr morgens fand man sich im Frühstückszimmer zusammen, und hier wurde gewöhnlich das Programm des Tages verabredet. Vor dem Feste hatten die Damen, zum Teil in sehr geheimnisvoller Weise, viel zu thun. Einmal war Hertha mit Edith und Flora nach Zielenberg, der eine Meile von Diehmenshof entfernt liegenden Kreisstadt, gefahren und mit einer Unlast kleiner und großer Packete zurückgekehrt. Es handelte sich

um die Christbescherung für die Dienerschaft, die Hofeleute und die Armen des Dorfes. Des Abends wurde eifrig genäht; es galt noch vieles fertig zu stellen, und das Weihnachtsfest stand vor der Thür.

In dem kleinen Salon Hertha's wurden Ballen von Leinewand, Shirting, Warp und buntem Kattun zu Hemden, Kleidern und Schürzen ausgebreitet, zurechtgeschnitten, genäht und gesäumt. Die Comtesse machte das meiste selbst und Frau von Ostien mit Flora halfen ihr bei der Arbeit. Mit Staunen sah Halm, wie geschickt die schönen Hände Hertha's mit Nadel und Faden umzugehen wußten — seine Bewunderung für das außerordentliche Mädchen wuchs von Tag zu Tag. Aber es war in der That nur noch Bewunderung; seine Verliebtheit hatte nachgelassen, seit Edith — das ‚Fröschlein', wie er sie heimlich titulierte — im Hause herumwirtschaftete. Trotz ihres erschrecklichen Namens fand er die Kleine reizend. Sie hatte eine allerliebste Art und Weise, sich geschäftig zu machen und war überall zu finden, in Küche und Speisekammer, in der Wäschestube und der Bibliothek — sie wirbelte unausgesetzt treppauf und treppab. Mit Halm, der sie gern neckte, erzürnte sie sich oft und vertrug sich dann höchst feierlich wieder mit ihm.

Nur in Bezug auf ihren häßlichen Namen war sie nachtragend empfindlich. Als Halm sich einmal eine harmlos gemeinte, aber nicht ganz zarte An=

spielung auf diesen erlaubte, begann sie leise zu schluchzen, ging aus dem Zimmer und ließ sich den Tag über mit Migräne entschuldigen. Halm erschrak und bat am nächsten Morgen aufrichtig um Verzeihung. Da begann die Kleine abermals zu weinen, holte ihr Taschentuch hervor, flüchtete in eine Ecke und stellte sich mit dem Gesichtchen gegen die Wand. Halm ging ihr nach und sagte, ziemlich fassungslos über diese unerwartete Reizbarkeit, ein paar beruhigende und tröstende Worte. Doch Edith schüttelte sehr energisch den Kopf.

„Ich weiß ja, daß Sie es nicht so schlimm gemeint haben“, schluchzte sie gegen die Tapete, „aber — ach Gott, ach Gott, ich bin so unglücklich! Ach Gott, ach Gott, warum muß ich auch Frosch heißen!“ . . .

Künftighin war Halm vorsichtiger. Er vermied jede Anspielung und nannte die Kleine immer nur „gnädiges Fräulein“ und später einfach „Fräulein Edith“, was sie sich gern gefallen ließ.

Zwei Tage vor dem Weihnachtsfeste wurden auch die Herren mit zu der Feiertagsarbeit herangezogen. Die beiden Christbäume sollten ausgeschmückt werden. Am Nachmittage des zweiundzwanzigsten war Herr von Dievenow auf ein Kaffeestündchen von seiner benachbarten Besitzung nach Diehmenshof herübergekommen. Er wurde festgehalten, mußte den Abend über dableiben und die

Tannenbäume ausputzen helfen. Selbst der alte Amtsrat Bernitz, der sich auch noch eingefunden hatte, wurde von Flora und Edith so lange bestürmt und bearbeitet, bis er sich entschloß, gleichfalls Hülfe zu leisten. Das machte sich freilich komisch genug, denn zu den geschicktesten gehörte der Amtsrat Bernitz nicht.

An diesem Abend befand man sich nicht, wie gewöhnlich, in dem Zimmer Herthas, sondern in dem großen Saal des Parterregeschosses, in dem immer die Weihnachtsbescherungen stattfanden. Der Saal wurde eigentlich nur zu diesem Zwecke benutzt und sonst nicht bewohnt. Er war mit Quadern aus schlesischem Marmor gepflastert und schwer erheizbar, trotzdem ein kolossaler Kachelofen in einer Ecke stand und die Querwand daneben von einem mächtigen Kamin ausgefüllt wurde. In die übrigen Wände waren einige mannshohe Ölporträts alter Diehmens eingelassen worden, ernst und gravitätisch aussehende Herren in Eisenschmuck und wildledernen Kollern; dazwischen hingen alte Rüstungen und Waffen aller Art. Da Hertha von früh ab hatte heizen lassen, und das braune Ofenungeheuer eine förmliche Glut ausstrahlte, zudem auch im Kamin ein loderndes Feuer brannte, so war die Temperatur erträglich. Nur der Amtsrat fror und hatte deshalb um ein Glas Grog gebeten. Aber es wurden mehrere Gläser. Er hatte eine Flasche

Cognac, den Theekessel mit brodelndem Wasser und die Zuckerdose vor sich; die Flasche wurde immer leerer, und das Gesicht des Amtsrats immer dunkler. Doch je mehr er trank, desto vergnüglicher wurde der alte Herr, und es dauerte gar nicht lange, so begann er seiner Gewohnheit gemäß mit schmunzelndem Munde allerhand kleine Witzchen und Anekdoten zu erzählen.

Die beiden Tannenbäume, die mit ihren Spitzen bis fast an die gewölbte Decke des Saales stießen, waren bereits aufgestellt worden und verbreiteten einen kräftigen Duft in dem weiten Raume. Am Kronleuchter, einem riesigen Messinglüster aus dem vorigen Jahrhundert, brannten einige Kerzen, aber die Hauptbeleuchtung ging von dem flackernden Feuer aus, das Seifert im Kamin entfacht hatte, und dessen rote Helle auf dem blanken Marmor des Fußbodens, den nur unter den Tischen Bastmatten bedeckten, glänzende Reflexe entzündete.

Die kleine Gesellschaft hatte sich um zwei Tische in der Nähe des Kamins gruppiert und war emsig thätig. Man klebte Ketten, Sterne und Blumen aus buntem Papier zum Schmuck der Christbäume zusammen, vergoldete und versilberte Äpfel und Nüsse, band Fäden an das Zuckerwerk, die Pfefferkuchen- und Cakesfiguren und unterhielt sich dabei prächtig. Ganz von selbst hatten sich die einzelnen Paare zusammengefunden. Halm saß neben dem

Fröschlein und half der Kleinen in einer so hingebenden Weise, daß seine Finger häufig mit ihren hübschen, derben weißen Händen in Berührung kamen. Er zog sich freilich dann und wann dafür einen heimlichen Klaps zu, aber das ließ seinen Eifer nicht erlahmen. Er hatte ihr beständig etwas zu erzählen, gewöhnlich mit wispernder Stimme, und Edith antwortete ihm nie anders als unter leisem Kichern. Die beiden amüsierten sich göttlich.

Der Amtsrat, der anfänglich von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick auf sein vergnügtes Nichtchen geworfen, achtete nicht mehr auf die beiden, nachdem er das fünfte Glas Grog getrunken hatte. Er saß behaglich in einem Lehnstuhl, die gichtischen Füße dem Feuer zugewendet, in einen altmodischen tabaksbraunen Rock gekleidet, dessen hoher Kragen ihm bis an den weißen Haarkranz reichte, der sich von Ohr zu Ohr rund um den sonst spärlich bewachsenen Kopf zog. Er hatte allerdings auch eine Papierkette vor sich, an die er neue Ringe ankleben sollte, aber er war faul. Er zog es vor, der Frau von Ostien mit seiner ewigen Stockschnupfenstimme närrische Geschichten aus der Vergangenheit zu erzählen, bei denen er beständig mit dem Kopfe nickte und die er mit trockenem Lachen begleitete.

Die alte Dame hörte geduldig zu, wenn sie auch nicht recht bei der Sache war. Die Liebenswürdigkeit, die Carlot ihrer Tochter entgegenbrachte, stimmte

sie nachdenklich. Sollten sich zwischen den Herzen der beiden Fäden zu spinnen beginnen, die unzerreißbar waren? — Sie hatte nichts dagegen — nur eine Kleinigkeit: er war doch noch gar zu jung, der Graf Diehmen – Gott, noch so jung, und er sah noch so wenig ‚ehemännlich' aus! . . .

Hätte Carlot in dem Herzen der Frau von Ostien lesen können, er wäre vermutlich ein klein wenig erschreckt gewesen über die Hoffnungen, die er zu erwecken begann. Er hatte noch keinen Grund gefunden, sich selbst zu prüfen und noch nicht darüber nachgedacht, ob er eine tiefere Neigung zu Flora spürte und ob sie diese erwiderte. Er überließ sich völlig dem wohligen, sein ganzes Innere wie mit erwärmendem Sonnenschein durchtränkenden Gefühl eines stillen Glücksbehagens, wenn er in ihrer Nähe weilen, mit ihr plaudern und scherzen konnte, und wenn er ihr helles Auge auf sich ruhen sah. Flora war ein kluges Mädchen mit fein gestimmter Künstlerseele, weniger großgeistig als Hertha, doch empfänglicher für die zarteren Regungen des Gemütslebens als diese. Sie wußte längst, daß sie für Carlot nicht nur der Gegenstand einer flotten Flirtation war, sondern daß ihn klingende Herzensstimmen zu ihr zogen. Sie wartete denn auch mit glücklich bangender Seele auf seine Erklärung, auf ein entscheidendes Wort von ihm. Daß es so rasch nicht fallen würde, fand sie begreiflich; sie dachte ver-

nünftig genug, auch die äußeren Umstände in Rücksicht zu ziehen. Sie selbst war, außer der Ausstattungsmitgift, die von der umsichtigen Mutter auch in den Zeiten schwerer Bedrängnis nicht angegriffen worden war, vermögenslos — und das Kapital, über das Carlot zu verfügen hatte, nur gering. Doch sie hatten beide den Mut der Jugend und hatten ihr Talent, das sie vor Sorgen schützte. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte Carlot sich auf der Stelle erklären können; was kam es darauf an, ob man ein Jahr länger fröhliche Brautzeit feierte! Aber Carlot mochte besonnener sein, und das war ja verständlich; vielleicht wollte er warten, bis er sich als Künstler selbständig gemacht hatte. Das konnte bald sein — konnte aber auch noch — ach, recht lange währen! . .

Nein — den Gedanken an ein ungewisses Warten verscheuchte sie schnell wieder! Liebte er sie wirklich, so mußte die Liebe seine Kraft verdoppeln. Seine Begabung war groß — das wußte sie. Also nur an ihm selbst lag es, ob der Zeitpunkt, da ihr Glück voll werden sollte, noch in unbestimmter Ferne schwebte oder nahe bevorstand. Sie hatte ihn sehr lieb und träumte oft von ihm. Ein wunderlicher Wonnezauber durchströmte sie, wenn er, wie jetzt, neben ihr stand, sich zu ihr herabbeugte und mit ihr sprach — das junge Gesicht, in dem so viel siegende Hoffnung lag, vom Wiederschein der Kamin-

flammen mit kräftigem Rot übergossen, das auch seinem weichen blonden Haar eine dunklere Färbung gab. Sie war soeben dabei mit geschickten Händen aus weißem Seidenpapier eine Rose zu formen, und er bewunderte ihre Gewandtheit, indessen auf der anderen Seite des Tisches Halm in dem eilfertigen Bestreben, dem Fröschlein behülflich zu sein, die Flasche mit dem Gummi-arabicum umwarf, das Fröschlein leise kicherte, und der Amtsrat nach einem kräftigen Schluck Grog durch die Nase sprach:

„Ja, meine gnädige Frau, das war ein teufelsmäßiger Spaß! Kennen Sie die Geschichte von — dem Stiefelknecht des Obersten von Sellow? Des dicken Sellow, der mit Ihrem seligen Herrn Gemahl zusammen bei den achten Ulanen gedient hat? — Nee — nicht — — na, die muß ich Ihnen erzählen! Also — wie der dicke Sellow noch . . .“

Und der Amtsrat knasterte seine Geschichte herunter, und Frau von Ostien machte ein Gesicht, als ob sie voll Andacht lausche, während sie in Wirklichkeit daran dachte, wie sich Flora wohl vor dem Traualtar ausnehmen würde — in weißem Kleide, mit langem Schleier und dem grünen Myrtenkranz im Haar.

Hertha und Herr von Dievenow waren bereits auf ein paar Stühle geklettert und begannen die ersten Papierketten um das Grün der Tannenbäume zu schlingen. Hin und wieder sprang Dievenow

von seinem Stuhle herab, um eine neue Kette zu holen und sie der Comtesse zu reichen. Bei solcher Gelegenheit schaute er auch wohl einmal mit wärmerem Blick zu Hertha hinauf, deren große und volle Gestalt in der graziösen Stellung, die sie mit den erhobenen Armen beim Schmücken der Bäume einnahm, weicher und anmutsreicher erschien als sonst. Er schätzte Hertha sehr; er war selbst kein Alltagsmensch und verstand die Naturen, die sich das Dasein nicht nach schabloniertem Muster, sondern ihrer Individualität entsprechend einzurichten versuchen. Dievenow, äußerlich eine stattliche, breitgeschulterte Erscheinung, mit einem gebräunten, charaktervollen Gesicht, aus dem klug und klar blickende Augen leuchteten — war ein ernster und stiller Mann, der sich, nachdem er mit seinem Herzen Schiffbruch gelitten, von der Welt zurückgezogen hatte und, ähnlich wie die Comtesse, auf seinem Gute Klein-Höfchen ein Leben beschaulicher Einsamkeit führte. Seine Besitzung war nicht groß; er verwaltete sie daher selbst, aber er war geistig viel zu rege entwickelt, um vollkommen in den Interessen der Landwirtschaft aufzugehen oder sich an ihnen Genüge sein zu lassen. Schon als Offizier hatte er sich gern mit historischen und philosophischen Studien beschäftigt, auch immer mit offenem Blick die litterarischen Strömungen der Gegenwart verfolgt — es war daher nur natürlich, daß er nach seinem in Ehren

bewilligten Abschiede sich ernsthafter mit der ihm zusagenden und ihn erfreuenden Thätigkeit befaßte. Sie war gewissermaßen der geistige Ausgleich zu den körperlichen Anspannungen, welche die Erhaltung seiner Scholle von ihm forderte. Die Verwandtschaft der Seelen und die Gleichstimmung der Neigungen, wie mancher ähnliche Zug im Wesen der beiden, hatte Dievenow mit Hertha — mit der er zudem auch weitläufig verschwägert war — befreundet werden lassen.

Es herrschte ein gut kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihr und ihm und ein warmherziger geschwisterlicher Ton. Man besuchte sich häufig gegenseitig. Hertha fuhr oder ritt nach Klein-Höfchen herüber, wenn sie sich in irgend einer, das praktische Leben betreffenden Angelegenheit einmal nicht Rat wußte — und er wiederum verbrachte manchen Winterabend in Diehmenshof, allein mit ihr in ihrem kleinen Salon, über alles Mögliche plaudernd, der eine sich an der Geistesfrische, dem Wissen und der Denkklarheit des anderen erfreuend und erquickend. Nie war es weder Hertha noch Hans Dievenow in den Sinn gekommen, in diesen häufigen Zusammenkünften mehr zu sehen, als ein freundschaftliches Ausplaudern, einen interessanten Gedankenaustausch, nach dem sich ein jeder sehnte und der in die Stille der Zeiten eine unterhaltende Abwechselung brachte. Zuweilen wurde auch der Pfarrer

von Diehmenshof an solchen Abenden auf das Schloß geholt, ein lieber alter Herr, mit dem sich selbst über geistliche Dinge ein offenes Wort reden ließ, ohne daß er gleich in zelotischen Eifer verfiel.

Der Weihnachtsabend rückte heran, zu dem auch Dievenow und Bernitz geladen worden waren. Die Damen hatten den ganzen Tag hindurch mit dem Aufbauen der Geschenke zu thun; dann wurden Tischtücher über die Herrlichkeiten gedeckt und nun erst den Herren gestattet, auch ihrerseits die Geschenke, die sie zu spenden beabsichtigten, auf die Plätze zu legen. Carlot hatte für Hertha ein Armband und den Stoff zu einem neuen Reitkleide, von dem er zufällig erfahren hatte, daß sie ihn sich wünschte, aus Berlin mitgebracht, für Halm Cigarren und für Flora und ihre Mutter ein paar hübsche Kleinigkeiten besorgt. Halm hatte noch am Tage vor dem Feste die Comtesse um Pferde gebeten und war nach Zielenberg gefahren; er wollte sich auch nicht lumpen lassen. Er hatte seine Kasse überschlagen; sie reichte aus, den Gastgebern und dem Fröschlein eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Das Fröschlein sollte eine Attrappe mit Konfekt erhalten; Edith hatte eine Vorliebe für Süßigkeiten und knabberte besonders gern Pralinés.

Um fünf Uhr nachmittags begab sich alles, was Mensch war im Schlosse, auf dem durch den Schnee geschippten Weg zwischen der Ahornallee nach der

Dorfkirche, wo Gottesdienst stattfand. Die Diehmens hatten selbstverständlich ihren besonderen Chor. Vor jedem Platze brannte ein Lichtchen; die ganze Kirche war illuminiert, und das sah hübsch und feierlich aus. Die Gemeinde war vollzählig anwesend. Rechts im Kirchenschiff saßen die Weiber, links die Männer und oben vor der Orgel die Jugend, welche die Liturgie zu singen hatte. Kantor Freese spielte sein Instrument recht und schlecht; die Orgel war nicht mehr recht taktfest — manchmal fehlte ein Ton und manchmal ertönte an Stelle eines vollen Accords nur ein piepsendes Geräusch. Aber das behinderte die Andacht nicht; es störte auch nicht, daß das Kirchenlied von der Menge teils zu hoch, teils zu tief gesungen wurde und daß die Stimme des Kantors Freese beim Vorsingen der Melodie zuweilen überschnappte. Man war daran gewöhnt und machte sich nichts daraus. Die Bauern und Bauernweiber hätte die Musik im Berliner Dom auch nicht andachtsvoller gestimmt. Pastor Hartwig hielt eine sehr schöne Rede. Die Weiber unten wischten sich die Augen, und der alte Gumpelt, der Vater des Stellmachers, der sonst immer zu schlafen pflegte, schlief heute nicht, sondern klappte im Gegenteil das rechte Ohr um, um besser hören zn können.

Bald nach dem Gottesdienst begann die Bescherung im Schlosse. In der Gesindestube im Souterrain warteten schon die Hofeleute und die

Dorfärmsten. Sie hatten sich alle geputzt, so gut es anging, und machten fröhliche Gesichter. Hier und da wischte eine vorsorgliche Mutter ihrem Jüngsten mit der Schürze noch einmal die Nase ab, und ein strenger Vater gab seinem in der Freude auf die nächste Stunde übermütig werdenden Sohne einen Katzenkopf . . . Plötzlich erdröhte von oben her der Donnerton des Gongs. Sämtliche Kinder jubelten auf, und die kleinsten klammerten sich ängstlich an die Röcke ihrer Mütter an. Schindler, der Kutscher, dessen faltendrapirtes Ledergesicht heute eine sonderliche Feierlichkeit ausströmte, führte die ganze Gesellschaft die Treppe hinauf nach dem großen Saale, dessen Thüren weit geöffnet waren. Man drängte sich hinein und blieb ehrerbietig dicht an der Thüre stehen. Die Kinder rissen Augen und Mäulchen weit auf, und ein kleines Dirnlein sagte ganz laut: „Kiek emol Mutta, so ville Lichter!“ . . .

Es war ein prächtiger Anblick. Aus dem dunklen Grün der Tannenbäume flimmerte der hundertfältige Glanz der Wachskerzen wie ein Sternenmeer hervor und verbreitete im oberen Teile des Saales eine blendende Helle, während der untere von den Flammen des Kamins wie mit rotem Nordlichtscheine durchleuchtet wurde. Auf langen Tischen lagen die Geschenke für die Leute nebeneinander, und auf jedem Stück war ein Zettel angebracht mit

dem Namen dessen, für den es bestimmt war. Ein wundervoller Weihnachtsduft flutete durch den ganzen Raum. . . . Am Flügel, den man für diesen Abend in den Saal geschafft hatte, saß Hertha, umgeben von ihren Gästen, und spielte ‚Stille Nacht, heilige Nacht'. Alles sang mit. Draußen umwehte ein Schneesturm das Haus, aber das Pfeifen des Windes wurde durch das Brausen des Liedes übertönt. Da die Portièren vor den Fenstern nicht geschlossen waren, so konnte man durch die Scheiben die weißen Schneemassen sehen, die der Sturm vorüberjagte.

Das Lied war aus. Hertha stand auf, begrüßte die Leute, indem sie jedem einzelnen mit einem freundlichen Wort die Hand reichte und führte sie an ihre Plätze. Keiner sprach; zunächst sah jeder die Geschenke seines Nachbarn an — alle lächelten verlegen und nickten viel mit den Köpfen. Erst als ein kleines Mädchen, eine Puppe ergreifend, ausrief: „Mutta, is die vor mir?!" löste sich die Schüchternheit. Man faltete die Leinewand, Hemden, Schürzen und Röcke prüfend auseinander — die Augen wurden glänzender, und in den armen, verkümmerten Gesichtern leuchtete wie ein Widerschein der Weihnachtskerzen die Christnachtsfreude auf. Während die Kinder zu jubeln begannen und sich um ihre Geschenke balgten, umringten die Großen die Schloßherrin, bedankten sich und küßten ihr die Hände. . . .

Carlot beobachtete, neben Flora stehend, von weitem die Gruppe. Nie war ihm seine Schwester erhabener erschienen als in diesem Moment. Und noch ein anderer ließ seinen Blick voll ernster Rührung auf der Comtesse ruhen: Dievenow, der sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte und der plötzlich das Bedürfnis fühlte, allein mit sich zu sein, denn das Herz that ihm seltsam weh.

Erst, nachdem die Leute abgefertigt worden waren und sich mit ihren Siebensachen wieder entfernt hatten, nahm die Bescherung ihren Fortgang. Auf einem besonderen Tische waren die Christgeschenke für die Gäste des Hauses aufgebaut worden. Hertha hatte niemanden vergessen; selbst der alte Amtsrat erhielt sein kleines Präsent — drei Flaschen schwedischen Punsch, die sehr niedlich zwischen Tannengrün in ein Körbchen aus Rohrgeflecht gepackt waren. Die Freude war groß. Das Fröschlein steckte natürlich sofort einen der Halm'schen Pralinés in den Mund, huschte dann hinaus und kehrte mit einem kleinen, in Seidenpapier gewickelten Packetchen wieder zurück, das sie dem Dichter verstohlen und unter heftigem Erröten in die Hand drückte. Halm ging in eine Ecke und öffnete es; eine Zigarrentasche fiel ihm entgegen, in die mit bunter Seide sein Monogramm eingestickt war — F. H., schön verschlungen und durcheinander gezogen, mit kleinen Schwänzchen an jedem Buch-

staben. Auf der gegenüberliegenden Taschenseite war noch etwas eingestickt, aus dem Halm nicht recht klug wurde; er hielt es für ein Triangel mit einem Paukenschlägel dazwischen, doch konnten es ebenso gut die Umrisse einer Hammelkeule oder etwas anderes darstellen. Jedenfalls freute sich Halm außerordentlich über die Aufmerksamkeit des Fröschleins und sagte seine schönsten Dankesworte; Edith glänzte über das ganze Gesicht, wurde aber ein wenig pikiert, als Halm sie neckend fragte, ob sie die Stickerei auch mit den eigenen Fingerchen besorgt habe.

„Was denken Sie denn," antwortete sie schmollend; „drei Nächte hindurch habe ich mir eine Stunde Schlaf abgeknappst, damit die Stickerei fertig würde! Sie war gar nicht so leicht gemacht! Leyer und Feder habe ich mir erst aus dem Kopf aufzeichnen müssen, weil ich keine Vorlage hatte! Jawohl, Herr Halm —!"

„Sie sind gar zu gütig, Fräulein Edith," entgegnete der Dichter mit verliebtem Lächeln; er war doch sehr froh, daß er es nicht ausgesprochen, für was er anfänglich die Lyra und die Feder, diese schönen Embleme seines Berufs, gehalten hatte.

Man saß beim Abendtische, froh gelaunt und in heiterer Unterhaltung, als Seifert Halm ein Telegramm überreichte, das soeben ein Bote aus Neu-Mellenthien gebracht hatte. Halm war sehr

erstaunt; das war das erste Telegramm, das er in seinem Leben empfing. Er hielt das Papier unschlüssig in der Hand und schaute im Kreise umher.

„Aber so machen Sie es doch auf!“ rief Carlot lachend; „vielleicht sind Sie zum Hofrat ernannt worden!“

Immer noch kopfschüttelnd erbrach Halm die Depesche. Erstaunt musterte er die Länge der Drahtnachricht und suchte dann nach dem Namen des Absenders. Er wurde unruhig, erbleichte jählings und wurde gleich darauf purpurrot. Plötzlich nahm er seine Serviette, knäulte sie zusammen, warf sie wie einen Ball in die Luft und sagte:

„Erschrecken Sie nicht, meine Herrschaften — ich muß mir Luft machen und muß drei Mal Hurrah brüllen!“

Und er that es. Er brüllte so, daß Edith sich die Ohren zuhielt und Frau von Ostien sich erschreckt und zitternd von ihrem Platz erhob; sie mochte glauben, der arme Poet sei plötzlich verrückt geworden.

Aber Halm beruhigte sie rasch dadurch, daß er den Inhalt des erhaltenen Telegramms vorlas. Es lautete:

„Freue mich, Ihnen als Weihnachtspräsent Nachricht mitteilen zu können, daß ich Ihre ‚Kinder der Sonne‘ für mein Theater erwerben will. Première, wenn nichts dazwischen kommt, Ende Februar. Bitte

mich nach Ihrer Rückkunft hierher zu besuchen, um Kontrakt abzuschließen.

Elimar Teubner."

Man gratulierte Halm und drückte ihm die Hände. Die Comtesse rief Seifert heran und ließ Champagner kommen. Der glückliche Autor schwelgte in einem Freudenrausche und lud die gesamten Anwesenden zur Erstaufführung seines Dramas ein. Man scherzte und lachte und gab sich rosigen Hoffnungen hin. Es war ein froher Abschluß des Weihnachtstages.

Für den ersten Feiertag war alles nach Klein-Höfchen zu Dievenow geladen. Der Amtsrat war direkt von Rosenhagen aus herübergefahren; Hertha, Carlot, Frau von Ostien und Flora fuhren in einem großen Schlitten, während Halm und das Fröschlein sich mit einem Jagdschlitten begnügen mußten. Aber es war beiden sehr recht so. Vor allem machte es Halm Spaß, daß er selber kutschieren sollte. Hertha hatte ihm gesagt, der große Braune, der den Jagdschlitten ziehen sollte, sei ein geduldiges und gutmütiges Tier, sobald man die Zügel nicht zu straff nehme und ihm nicht im Maule reiße. Darauf hatte Halm geschworen, er wolle die Zügel locker lassen und das empfindliche Mundwerk des Braunen auf das äußerste schonen.

Dem Schneesturm in der Nacht war ein herrlicher sonnenklarer Wintertag gefolgt. Kalt war es

freilich, aber Herren wie Damen hatten sich warm in Pelze, Decken und Plaids gehüllt. Der Schlitten der Comtesse fuhr voran, Halm hinterher. Er kam sich sehr stolz vor, eigenhändig kutschieren zu können und tröstete Edith, die Sorge hatte, er werde umwerfen, mit hochtrabenden Worten. Sie sah sehr niedlich aus, wie sie so neben ihm saß, in einem flauschigen Paletot zusammengekuschelt wie ein hübsches Angorakätzchen, die kleinen Ohren krebsrot vor Kälte und die Augen strahlend. Halm erschien sie heute ganz absonderlich süß. Er mußte immer wieder auf sie herabschauen und sagte ihr so viel Schmeicheleien, daß sie ganz ärgerlich wurde.

„Nun hören Sie endlich auf,“ schmollte sie. „Wenn ich alles glauben wollte, was Sie sagen, müßte ich ein Ausbund an weiblichen Vorzügen sein. Das bin ich aber nicht. Sprechen wir von etwas anderem — sprechen wir von Ihrem Stück! Wehe Ihnen, wenn es mir nicht gefällt! Kann ich es denn sehen?“

„Nun natürlich sollen Sie es sehen,“ erklärte er kopfnickend.

„Ach — ich meine, ob es — für junge Mädchen passend ist?“ gab sie zurück.

Er lachte. „Ach so,“ erwiderte er, „ich hoffe. Es kommt sehr viel von Liebe darin vor.“

„Das schadet nichts. Wenn es nur sonst anständig ist.“

Halm lachte wieder fröhlich auf. „Beruhigen Sie sich, holdselige Jungfrau,“ sagte er, „es ist ein Märchen —“

„Erlauben Sie,“ fiel sie ihm rasch ins Wort, „wie kommen Sie dazu, mich ‚holdselige Jungfrau‘ zu nennen! Was fällt Ihnen eigentlich ein, mein Herr?“

„Machen Sie nicht ein so bitterböses Gesicht, Fräulein Edith — — oder doch: es steht Ihnen sehr niedlich. Es sieht hübsch aus, wenn Sie ein bißchen schmollen. Nur müssen Sie dabei auch das Näschen rümpfen.“

„Ich habe eine Nase und kein Näschen — und meine Nase geht Sie auch gar nichts an! Ihre Äußerungen sind höchst despektierlicher Natur, Herr Halm. Ich glaube, Ihre Lorbeeren sind Ihnen bereits zu Kopf gestiegen. Sie thuen, als ob Sie mit mir spielen könnten, als ob ich — so ein ganz kleines Nichts wäre!“

„O, Fräulein Edith,“ sagte Halm und legte seine, in dem Pelzhandschuh wie eine Bärentatze aussehende Rechte mitsamt den Zügeln feierlich auf die Brust, „— ich schwöre Ihnen, daß Sie mir kein Nichts, sondern im Gegenteil ein sehr Viel sind! Jawohl, mein Fräulein, sehr viel — unendlich viel — ganz kolossal viel! Und wenn Sie das etwa bestreiten sollten, so werde ich Ihnen auf

der Stelle eine Liebeserklärung machen — verstehen Sie? Eine Liebeserklärung! Hören Sie zu!"

Die Kleine erschrak sehr und wurde blaß, während Halm wiederholte: „Hören Sie zu!" und dann fortfuhr: „Fräulein Edith, ich kann mir nicht helfen, ich bin Ihnen von Herzen gut — von ganzem Herzen gut! Ich hätte Ihnen das schon am ersten Abend unserer Bekanntschaft sagen können, aber als gewissenhafter Mensch wollte ich doch erst einmal mit mir selbst zu Rate gehen. Und das habe ich nun sechs Tage hintereinander gethan — gerade so lange kenne ich Sie — und ich bin bei allen diesen heimlichen Ratssitzungen immer wieder zu dem gleichen Resultate gekommen: daß ich rettungslos verliebt bin. Aus der Thatsache, daß Sie mir gestern eine Cigarrentasche mit meinem Monogramm und einer Leyer und einer Feder geschenkt haben, glaube ich ersehen zu können, daß auch ich Ihnen nicht gleichgültig bin, denn einem gleichgültigen Menschen stickt man weder ein Monogramm noch eine Leyer. Und deshalb, Fräulein Edith, möchte ich Sie bitten, mich einmal mit Ihren hübschen Blauaugen anzugucken und mir auf mein Geständnis Antwort zu geben. Haben Sie mich auch ein bißchen lieb?"

Es war immerhin etwas nicht ganz Alltägliches, diese Liebeserklärung im Schlitten. Da Halm als Kutscher zudem auf seinen Braunen aufpassen mußte

und durch die Zügelführung verhindert war, sein Geständnis pantomimisch zu begleiten, so erhielt die Scene noch einen besonders pikanten Reiz. Edith war anfänglich überhaupt nicht im Stande, etwas zu erwidern; sie war so erschrocken und verwirrt, daß sie kein Wort über die Lippen brachte. Halm wollte ihre Hände ergreifen; aber das ging nicht, denn er mußte die Leinen festhalten. So begnügte er sich denn, sie mit dem rechten Ellenbogen ganz sanft anzustoßen und noch einmal zu wiederholen:

„Edithchen — haben Sie mich auch ein klein wenig lieb?“

Nun tropften der Kleinen die dicken Thränen über die Wangen.

„Ach, Herr Halm“, sagte sie leise, „ach, Herr Halm“ — und dann stockte sie wieder. Aber der Dichter stieß einen Jubelschrei aus und ließ die Peitsche knallen.

„Edithchen — ist es wahr? Sie sind mir gut? Ja — ja — ja?!“

„Ja“, entgegnete sie schluchzend, „sehr gut! Ach, Herr Halm.“ . . .

Jetzt war es vorbei mit der Aufmerksamkeit Halms für Pferd und Zügelführung. Er umschlang Edith mit einem unartikulierten Laut, einem wilden Jauchzer. Uud das nahm der Braune übel. Man hatte ihm so heftig im Maul gerissen, daß die scharfe Kandare seine Ganaschen verletzte. Das

konnte er nicht vertragen. Er machte einen gewaltigen Satz rechts seitwärts und schleuderte den Schlitten in den mit Schnee gefüllten Weggraben. Das Fröschlein und Halm, dem die Zügel aus den Händen glitten, stießen gleichzeitig einen hellen Schrei aus und dann kugelten beide aus dem umgestürzten Schlitten in den weichen Schnee, während der Braune wiehernd und über die Stränge schlagend davonraste.

Halm war rasch wieder auf den Beinen, schüttelte sich und sah sich nach Edith um. Sie lag hinter ihm — es war ihm auch so, als ob sie über ihn hinweggekullert wäre — er hatte ihren flauschigen Paletot auf seinem Gesicht gespürt und etwas Dunkles hatte seinen Blick verdunkelt. Aber auch sie schien unverletzt zu sein, denn sie saß ganz gemütlich im Schnee und schaute Halm mit großen verwunderten Augen an. Im Nu war er neben ihr und kniete, nichtachtend des feuchten und kalten Untergrundes, vor ihr nieder.

„Haben Sie sich wehe gethan, Fräulein Edith?“ fragte er.

„Nein“, erwiderte sie, immer noch erstaunt über das Plötzliche des Geschehnisses, „— was war denn das —?“

Er lachte. „Ja — Teufel auch,“ antwortete er, „ich weiß gar nicht, wie das so auf einmal gekommen ist . . . Wo ist denn unser Schlitten? . . .“

Er schaute um sich. Der Braune hatte das umgestürzte Gefährt ein paar hundert Schritt weit mit sich geschleppt; dann mochte es ihm zu langweilig geworden sein und er war ruhig stehen geblieben, mit den Nüstern im Schnee umherschnopernd.

„So ein Vieh brummte Halm," „jetzt thut es, als ob gar nichts geschehen sei! . . . Aber stehen Sie auf, Fräulein Edith — Sie können sich auf den Tod erkälten . . . Warten Sie mal, ich werd' Ihnen helfen — — so — und nun will ich Ihnen ein bißchen den Schnee abklopfen . . . J Gott bewahre, was passiert einem alles auf dem Lande! Und ich habe den Braunen mit so viel Liebe behandelt! — Geben Sie mir den Arm, Fräulein Edith — nein, Edith — ich darf Sie doch Edith nennen, nicht wahr? Wir sind ja Verlobte . . . Ach, meine süße, liebe kleine Edith, ich bin so glückselig! . . . Aber, Edith — den Verlobungskuß habe ich noch zu fordern. Auf dem Schlitten geht es nicht gut; da muß ich auf den Braunen achten — und ich möchte nicht, daß uns noch ein Malheur passiert . . . Edithchen — halt 'mal — lauf' doch nicht so — — Edithchen, gieb mir den Verlobungskuß!"

Er hielt sie fest, und nun sträubte sie sich auch nicht mehr lange. Er schob ihren Schleier zurück und küßte sie auf den rosigen Mund — und dann stellte sie sich auf die Zehen, schlang ihre Arme um ihn und küßte ihn wieder und immer wieder. Sie

hatte sich aber vorher nach allen Seiten umgeschaut, ob kein Mensch Zeuge dieser seltsamen Verlobung mitten auf der Landstraße sei. Nein — kein Mensch war zu sehen. Der erste Schlitten war längst hinter dem Waldsaum verschwunden — ringsum nur leuchtender Schnee und leuchtender Himmel.

„Ach, Du“, sagte das Fröschlein und schmiegte sich, während die beiden weiterschritten, ganz dicht und eng an den Geliebten an, „— soll ich Dich denn nun auch Du nennen — und Fritz —?“

„Versteht sich“, antwortete er; „wir werden in Klein-Höfchen offiziell unsere Verlobung proklamieren. Der Onkel ist ja auch da — um so besser — er wird nichts dagegen haben!“

„Nein — er wird nichts dagegen haben,“ wiederholte sie; „er sagt immer ‚ja‘ . . . Aber, Fritz — Gott, Fritz, hast Du es denn auch recht überlegt? — Ich bin nur ein armes Mädchen —“

„Das schadet nichts“, erklärte er, „dafür habe ich auch nichts. Wir werden eben klein anfangen müssen, Edithchen! Und dann habe ich meine beiden Hände und meinen Kopf! Und dann warten wir doch erst einmal ab, ob meine ‚Kinder der Sonne‘ Erfolg haben!“

„Ach, Fritz — wenn sie doch Erfolg hätten! — Dann heiraten wir aber gleich“ . . .

Sie wurde kirschrot, als sie dies hervorgesprudelt hatte, und er gab ihr noch einen Kuß.

„Mit langer Verlobung werden wir uns erst nicht aufhalten", sagte er. „Aber — verstehst Du — wir müssen doch wenigstens etwas haben, um anfangen zu können — verstehst Du! Ich meine, wir müssen uns doch ein bißchen einrichten, unsere Wohnung" —

„Aber, Fritz", entgegnete sie mit Betonung, „Du denkst wohl, ich habe rein gar nichts? — Oho — nein — so schlimm ist es nicht! Ein paar tausend Thaler hab' ich schon immer — eine anständige Ausstattung bring' ich also mit" —

Sie konnte nicht weitersprechen, denn Halm gab ihr abermals einen Kuß.

„Das ist famos!" rief er. „Da mach' ich auch noch eine gute Partie! Holdriahi — aho! . . . Da könnten wir eigentlich gleich heiraten! Nein — die Form muß gewahrt werden. Wir lassen erst meine Première vorüber. . . . Warte ein bißchen. Ehe wir einsteigen, gieb mir noch rasch" —

Der Braune vor dem Schlitten wandte mißbilligend den Kopf und scharrte mit den Hufen den Schnee auseinander. Halm kippte mit stämmigen Händen das Gefährt wieder um, suchte die Decken zusammen und half Edith aufsteigen. Er schwang sich neben sie, und nun ging es weiter. Von Zeit zu Zeit, wenn ihn eine verliebte Anwandlung überkam, rief das Fröschlein: „Aufgepaßt! die Zügel!" und dann wurde Halm wieder vernünftig. So

kam man glücklich und ohne weiteren Unfall nach Klein-Höfchen, wo die andern die Spätlinge bereits sehnlichst erwarteten.

„Aber, Herrschaften, wo bleibt Ihr denn?! „rief ihnen Carlot entgegen.

Das Fröschlein erwiderte gar nichts, sondern sah sich ängstlich nach Onkel Bernitz um, der ein neugieriges Gesicht machte. Doch Halm hatte Mut; die Sache mußte gleich ins Klare gebracht werden.

„Entschuldigen Sie, verehrter Herr Hauptmann,“ wandte er sich an Dievenow, „daß wir Sie warten ließen! Aber wir hatten eine kleine Behinderung — wir haben uns nämlich unterwegs verlobt . . . Herr Amtsrat, ich bitte um die Hand Ihrer Fräulein Nichte. Ich liebe sie und sie liebt mich auch“ . . .

Der Amtsrat glaubte zuerst, er hätte falsch gehört, und machte große Augen. Als ihm aber Edith, glühend wie eine Päonie, um den Hals fiel, wurde ihm die Sachlage klar.

„Ja, aber — Kinder — Kindchen,“ stotterte der alte Junggeselle, „das geht so teufelsmäßig rasch — Herrjeses, da bringt Ihr mich in rechte Verlegenheit . . . Ich kenne ja den Herrn Doktor Halm noch gar nicht ordentlich — ich weiß auch nicht“ . . . Und er kratzte sich den Kopf und machte eine sehr unglückliche Miene.

Nun legte sich Hertha ins Mittel. Sie umarmte zuerst Edith und küßte sie ab und zog dann

den Amtsrat und Halm in eine Fensternische, und dort verhandelten die drei einige Minuten hindurch ernsthaft und im Flüstertone. Und schließlich schüttelte Bernitz die Hand des Dichters und wurde gerührt, fuhr sich ein paar mal mit der Rechten über die Augen, winkte hierauf Edith heran und sagte: „Wenn Du denn durchaus willst, so nimm ihn in Gottes Namen, Kind!“ worauf es neue Umarmungen gab. Dann schritt man zum Mittagessen, bei dem es sehr heiter zuging und verschiedene Reden gehalten wurden. Am Nachmittage aber entwickelte sich sowohl bei dem Fröschlein wie bei Halm ein tüchtiger Schnupfen als Folge ihrer Verlobung im Schnee; sie kamen kaum zum Sprechen, sondern niesten nur noch. An Küssen war unter den obwaltenden Umständen gar nicht zu denken, und das schmerzte beide.

Die Gäste in Diehmenshof blieben noch über den Neujahrstag hinaus. Nur das Fröschlein mußte nach Rosenhagen zurück; Onkel Bernitz hielt das für schicklicher. Aber Edith kam trotzdem alle Tage nach Diehmenshof herüber und verkroch sich mit ihrem geliebten Dichter in die Bibliothek, wo sich die beiden am wenigsten beobachtet wußten und wundervolle Träume schmiedeten.

Der Sylvesterabend führte noch einmal alle Bekannten zusammen. Da wurde Blei gegossen und mit Apfelschalen geworfen; man ließ Schiffchen mit

brennenden Lichtern schwimmen und wahrsagte sich gegenseitig die Zukunft. Dazu wurde Punsch getrunken, dem der Amtsrat mit gewohnheitsgemäßem Enthusiasmus zusprach, bis er ganz violett im Antlitz schillerte und eine schwere Zunge bekam. Es war der letzte heitere Abend in Diehmenshof, in den sich schon ganz leise das Weh des Abschieds mischte.

Am zweiten Januar fuhren Carlot, Halm und die Ostienschen Damen gemeinsam nach Berlin zurück. Carlot war das Herz sehr schwer — er wußte nicht recht, warum. Er fürchtete sich vor der Großstadt und konnte das Empfinden nicht los werden, daß ihn im Trubel des berliner Lebens allerhand Unannehmlichkeiten erwarteten. Der Gedanke an Kitty Baranius war ihm besonders peinlich; ein Frösteln überlief ihn, wenn er an sie dachte. . .

Edith, die sich zur Verabschiedung eingefunden hatte, jammerte herzbrechend und flehte ihren Dichter an, ihr treu zu bleiben. Sie hatte sich eine Locke abgeschnitten, sie in Seidenpapier gepackt und bat ihn, sie immer auf dem Herzen zu tragen, was er denn auch versprach. Und noch in der letzten Minute vor der Abfahrt zog sie ihn in einen Winkel und flüsterte ihm zu: „Schwöre mir auf diese Locke, daß Du mir Treue halten wirst. . .“ Halm that es und fragte Edith nachher, in welchem Roman sie dies gelesen habe. Darüber wurde das Fröschlein böse und die Thränen flossen um so heftiger.

Endlich klingelte der Schlitten davon. Am Parkthor wandten sich die Insassen noch einmal um und winkten zurück. Hertha und das Fröschlein standen allein auf der Rampe und winkten auch mit ihren Taschentüchern; sie standen im Schnee und die Flocken umrieselten sie. . .

II.

Professor Schellner hatte mit seinen Kindern das Weihnachtsfest im Hause Berkow's verlebt. Arnd hatte ihn dringend eingeladen und Schellner war gern dieser Aufforderung gefolgt. Seit dem Tode seiner Frau schien ein anderer Geist über ihn gekommen zu sein. Ein Gefühl der Scham und tiefsten Mißempfindens über sich selbst beherrschte ihn. Vor allem reute ihn sein Benehmen Sidi gegenüber. Wie ekelhaft, einen Freund betrügen zu wollen! Wie unmännlich, jeder Regung der Leidenschaft ohne weiteres nachzugeben! — Schellner war wie aus einem schweren Rausche erwacht — ein arger moralischer Jammer packte ihn. Jetzt, da er die arme Isa zur ewigen Ruhe geleitet, mußte er sich gestehen, daß er sie trotz aller Vorkommnisse, die ihm die letzten Jahre der Ehe verbittert, doch immer noch geliebt hatte. Er dachte viel an sie zurück, namentlich an die erste Zeit nach der Heirat; sie

stand ihm nicht als die kranke, leidende Frau, sondern als junges, üppig schönes Weib in der Erinnerung, das er an den Traualtar geführt hatte. Nur ihre brechenden Augen verfolgten ihn häufig bis in seine Träume hinein. Der Ausdruck qualvoller Angst, mit dem sie ihn angeschaut hatte, als sie mit dem Tode rang, war ihm unvergeßlich — unvergeßlich waren ihm auch ihre letzten Worte. Ihr Schrei „Meine Kinder" — der Todesschrei eines zitternden Mutterherzens, das von dem liebsten auf der Erde Abschied nehmen muß — gellte ihm noch in den Ohren. Für seine Kinder fehlte sie ihm sehr. Die ersten Tage nach dem Begräbnis waren geradezu schrecklich. Die Kleinen weinten und schrieen nach ihrer Mutter, und in das blasse Gesicht Herberts hatte sich eine schmerzliche Linie eingegraben; man konnte nicht ohne Rührung dies vergrämte Kinderantlitz betrachten.

Schellner kam anfänglich nicht aus dem Hause; sein Atelier stand verwaist. Er hatte sich vorgenommen, den Kleinen die Mutter zu ersetzen und war beständig bei ihnen. Sie wurden in seiner Gegenwart gebadet und angekleidet, spielten in seinem Zimmer und aßen mit ihm am Tische. Er war dabei, wenn sie zu Bett gebracht wurden und betete mit ihnen den Abendspruch. Egon und Hans, die Kleinsten, schlossen immer noch die Mutter in ihr Gebet ein: „Lieber Gott, behüte und beschütze

unser liebes Papachen und unser liebes Mamachen," war der stete Beschluß ihres Sprüchleins. Eines Abends aber hörten sie, daß Herbert noch etwas hinzufügte; er sagte:

„Lieber Gott, beschütze unser liebes Mamachen im Himmel," und das machte die Kleinen stutzig. Der fünfjährige Hans kroch aus seinen Bettdecken heraus und schaute den Vater verwundert an.

„Papachen, ist denn unser liebes Mamachen wirklich im Himmel?" fragte er.

„Ja, mein süßer Junge," antwortete Schellner bewegt, „sie ist beim lieben Gott".

Der Kleine schwieg und überlegte.

„Sieht sie uns nun nicht mehr?" fragte er weiter.

„Doch, Hans, sie sieht Euch vom Himmel aus."

„Aber Papachen, wir können sie nun nicht mehr sehen —?"

Darauf wußte der Vater keine Antwort zu geben; doch als er das leise Schluchzen Herberts vernahm, setzte er sich an dessen Bette und drückte den Jungen zärtlich an seine Brust. Ihm war ganz verzweifelt zu Mut.

Bolte und seine Frau standen Schellner in dieser schweren Zeit als treue Freunde zur Seite. Sie sorgten dafür, daß er sich eine ältere Dame aus respektabler Familie engagierte, die seinen Hausstand leiten sollte. Man fand sie in einer Frau

Dr. Hertzog, der Witwe eines Stabsarztes, die das Unglück gehabt hatte, zwei blühende Kinder an der Diphtherie zu verlieren, einer stillen und sanften Frau, der die Schellner'schen Kleinen ohne weiteres mit vertrauender Herzlichkeit entgegenkamen. Daß die Wahl eine gute gewesen war, zeigte sich schon in den ersten Wochen. Frau Dr. Hertzog bewies sich auch als eine umsichtige und energische Frau, der es gelang, den zerrütteten Hausstand binnen kurzem wieder in geordnete Bahnen zu lenken.

Der Weihnachtsabend bei Berkow's verlief heiter und friedlich. Arnd hatte mit großmütigen Händen reiche Geschenke gespendet; er war immer generös und zählte die Thaler nicht. Auch die Eltern Sidi's, der General mit seiner Gattin, waren anwesend, und auch sie brachten ihre kleinen Geschenke mit, die sie sich abgedarbt hatten. Frau von Ohlden hatte Nächte hindurch, wenn sie wußte, daß ihr Mann und die Dienstboten schliefen, für die Firma Arnold & Wellstein in der Leipzigerstraße Kinderkleider gearbeitet und den Erlös benutzt, um Sidi und den Enkeln eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Der General aber hatte, in Rücksicht auf das nahe Christfest, jede Ausgabe für seine Briefmarkensammlung vermieden und alle Anerbietungen, selbst die ‚lächerlich billiger' Art, ausgeschlagen; das kam ihm schwer an, aber auch er wollte nicht mit leeren Händen unter den Tannenbaum treten.

Schellner war weich gestimmt. Er war noch immer sehr nervös, da er aber versuchte, sich des Opiums zu entwöhnen und auch weniger trank als früher, so äußerte sich seine Nervosität in einer merkwürdigen Gefühlserschlaffung. Bei dem geringsten Anlaß traten ihm die Thränen in die Augen und heftiges Schluchzen stieg in seiner Brust auf. Er hatte sich vorgenommen, nach Beendigung der letzten Reliefs für Gutfreund, also vermutlich mit dem beginnenden Frühjahr, eine Kur in einer Kaltwasser-Heilanstalt durchzumachen, von der er sich viel versprach.

Kurz vor der Bescherung am Weihnachtsabend fand er Gelegenheit, einige Minuten allein mit Sidi im Zimmer zu sein. Beide waren verwirrt und verlegen. Endlich nahm Schellner, leise sprechend und zögernd, das Wort.

„Ich bin in letzter Zeit sehr leidend gewesen, gnädige Frau," sagte er, „und habe unter den krankhaften und psychischen Einflüssen, die mich beherrschten, mich nicht immer so benommen, wie es — wie es richtig gewesen wäre. . . Auch Ihnen gegenüber nicht. . . Ich bitte Sie, mir verzeihen zu wollen. Lassen wir wieder das alte harmlos freundschaftliche Verhältnis zwischen uns eintreten!"

Er nahm ihre Hand und küßte sie. Sie nickte nur schweigend. Sie waren beide sehr blaß. Und sie fühlten in dieser Stunde, da sie beschlossen, die

Vernunft walten zu lassen, erst recht aus tiefstem Herzen, wie lieb sie sich hatten.

Carlot hatte gleich am Tage seiner Rückkehr nach Berlin Besuch bei Berkow's gemacht, um die Grüße aus Diehmenshof zu bestellen. Er fand Sidi so elend aussehend, daß er mit mitleidigem Erstaunen darüber sprach. Aber die Cousine schüttelte lächelnd den Kopf: die Anstrengungen der Festwoche — nichts weiter . . . Carlot fragte nach Arnd; er war selbstverständlich wieder nicht zu Hause. Er führte das alte Leben weiter, war nur für seine Geschäfte und Freunde da und nicht für seine Frau. Sidi urteilte sehr bitter über ihn, und Carlot mußte ihr recht geben. Er wollte bei Gelegenheit einmal ein ernstes Wort mit Arnd sprechen. Das ging nicht so weiter — zum Teufel, die arme kleine Frau sah aus, als stehe sie vor einer schweren Krankheit! . .

Der Zufall wollte, daß Carlot mit Arnd noch am selben Tage zusammentraf. Im Honrath'schen Gemäldesalon war eine Ausstellung von Werken ‚moderner Künstler' angekündigt worden, die Diehmen interessierte. Er fand allerdings nur eine Anzahl von Bildern vor, die er zumeist bereits kannte, Studien und Entwürfe von Knutsen, Rebencranz, Ide, Bevermann, Pachelke und anderen jüngeren Realisten, dazwischen einige bekanntere Namen wie Uhde, Stuck, Exter und Böcklin. Aber die Ausstellung nahm Carlot trotzdem gefangen. Er brachte

der neuen Kunstrichtung in letzter Zeit ein offeneres Auge entgegen als früher; sein Blick hatte sich geweitet und drang tiefer ein, sein Urteil war unbefangener geworden. Er mußte sich gestehen, daß selbst die übertriebene Naturalistik Knut Knutsen's und der Symbolismus Ide's und seiner Genossen etwas für sich hatte. In ihren Bildern steckte eine große Dosis technischen Könnens und mancher feine, geistreiche Zug. Sogar das sensationelle Coupébild Knutsen's mit den aus dem Dunkel hervorschimmernden schmutzigen Strümpfen des auf den Polstern ausgestreckt schlafenden Mannes, über das er sich in einem seiner ersten Berliner Briefe an Hertha so grausam lustig gemacht hatte, wirkte heute ganz anders auf ihn ein als bei dem ersten Beschauen. Es lag ein kräftiger Humor in diesem Bilde, dem man sich gar nicht entziehen konnte. Aber es war nicht ganz geschickt von dem Veranstalter gewesen, eine Gesamt-Ausstellung der Werke der Neueren zu arrangieren und dieser ein paar Prachtgemälde bewährter Meister einzufügen. Der Vergleich fiel wenig zu Gunsten der Jüngeren aus und infolge der massenhaften Zusammenstellung von Werken ihrer Schule trat die Manieriertheit, in die sie sich immer mehr verrannten, je mehr sie darnach strebten, aus der Schablone herauszukommen, um so stärker hervor. Trotz alledem sagte Carlot sich richtig, daß auch von ihnen zu lernen sei, wenn man sich vor

ihrem größten Fehler, dem Übertreiben der schlichten Wahrheit, das leicht zur Karrikatur führte, hütete.

Er stand gerade vor einem umfangreichen Gemälde von Rebencranz, einem sogenannten Arme-Leut-Bilde, das in jedem Pinselstriche eine Nachahmung Uhde's und Liebermann's war, als er sich von hinten berührt fühlte.

„Sieh' da, Carlot", sagte die Stimme Arnd's, „wieder zurück?"

Man begrüßte sich herzlich, und da Diehmen einfiel, daß er mit Berkow Sidi's wegen Rücksprache nehmen wollte, so setzte er sich mit ihm auf eine Sammetbank in einem Winkel des fast menschenleeren Salons und sagte ihm unverhohlen, wie sehr sich Sidi bei ihm über die Vernachlässigung von seiten ihres Gatten beklagt habe.

Arnd war betroffen. „Hat sie sich in vollem Ernste darüber beklagt?" fragte er; „man weiß bei ihr manchmal nicht, ob sie scherzt oder es in der That ernst meint."

Nein, nein, entgegnete Carlot, es sei absolut ernst gewesen. Wie sehe das arme Frauchen auch aus! Bleich, eingefallen, mit tiefliegenden Augen — es sei ein Jammer! —

Arnd zog die Brauen zusammen und riß an seinem Barte. Das ging ihm nahe — das wollte er nicht.

„Du begreifst gar nicht, Carlot", sagte er mit

einer Stimme, aus der man seine Erregung herausfühlen konnte, „was man als Geschäftsmensch zu thun hat! Ich lüge nicht, wenn ich behaupte, daß es Tage giebt, an denen positiv jede Stunde besetzt ist, an denen ich kaum Zeit finde, in aller Hast und Unruhe einen Löffel Suppe zu essen. Ich habe augenblicklich drei größere Bauten vor und eine Menge von kleineren Aufträgen. Ein sehr ehrenvolles Anerbieten, das Schloß des Herzogs von Rattyn bei Merseburg im Stile des vorigen Jahrhunderts zu restaurieren, habe ich schon ablehnen müssen, weil ich an Berlin gefesselt bin und nicht fortkann. Ich muß die Bauten beaufsichtigen, Zeichner und Arbeiter kontrollieren, habe mit den Lieferanten zu verhandeln und muß endlose Konferenzen mit den Auftraggebern über mich ergehen lassen — ich sitze oft bis in die Nacht hinein über meinen Entwürfen — kurzum, ich bin ein geplagter Mann, der mit seiner Zeit zu rechnen hat! Ich wünschte ja selber von ganzem Herzen, ich könnte mich mehr und öfter meiner Familie widmen — aber soll ich meine Geschäfte vernachlässigen?— Ich bin in der Mode, lieber Freund, und ich muß diese mir günstige Strömung ausnützen. Moden wechseln oft schnell — und trete ich erst einmal vom Schauplatze zurück, bin ich nicht mehr mitten drinnen in diesem unbändigen Strudel, der mir häufig genug über dem Kopf zusammenzuschlagen

droht, so kann leicht die Gefahr eintreten, daß man mich vergißt. Und was dann? Ich möchte wissen, wo wir hinkommen würden, wenn der Goldstrom kärglicher zu fließen beginnt oder einmal ganz versiegt!"

„Du mußt auch nicht übertreiben, Arnd", entgegnete Carlot, der sich in der Rolle des ernsten Mahners zu gefallen schien. „Du verdienst — allerdings dank Deiner Tüchtigkeit und Thatkraft — so ungeheuer viel, daß Deine Einkünfte Dich noch immer zum reichen Manne machen würden, wenn Du Dich auch nicht, wie es jetzt der Fall ist, durch die Überfülle Deiner Geschäfte Deinem eigenen Hause entfremden ließest. Nimm mir diese Bemerkung nicht übel, Arnd — sie ist gut gemeint. Sidi würde sicher damit einverstanden sein, sich ein klein wenig einzuschränken, wenn sie sich dafür etwas mehr eheliche Häuslichkeit schaffen könnte" . . .

Ein leichtes Lächeln, halb bitter, halb ironisch, glitt über das Gesicht Berkow's.

„Das sagst Du so, lieber Carlot — ach, das ist rasch gesagt! . . . Sidi ist — weißt Du, ich lasse ungern etwas auf Sidi kommen, die ich von ganzem Herzen liebe und die ich auch nicht tadeln möchte — aber Deiner Meinung, daß es ihr leicht werden würde, sich einzuschränken, muß ich doch widersprechen. Nein, Carlot, es würde ihr sehr schwer werden — sehr schwer! Sie ist ein gutes,

prächtiges, liebes Weibchen, die beste Gattin und die beste Mutter — doch eine praktische Hausfrau — was man so darunter versteht — das ist sie nicht. Mißverstehe mich nicht. Ich habe bisher keine Ursache gehabt, mich über sie beklagen zu müssen. Der Haushalt geht wie am Schnürchen, aber, bester Carlot, das ist wirklich nicht ihr Verdienst, sondern — Eigenlob riecht zwar nicht gut, doch es muß gesagt sein — das meine. Ja — das meine! Ich habe die Dienerschaft bis auf die Köchin herab engagiert und eingedrillt, und ich sorge dafür, daß die Mittel, den Hausstand auf behaglich vornehmem Fuße zu erhalten, überreichlich fließen . . . Die kleine Sidi — o, sie hat ja keine Ahnung vom Wert des Geldes — keine Ahnung, sage ich Dir! Weißt Du, was unsere Häuslichkeit kostet? Weißt Du, was Sidi's Toiletten verschlingen, die Kleider und Hüte und Mäntel — dies Ungeheuer Konfektion? — Du würdest erschrecken, mein lieber Junge, wenn Du einmal einen Blick in meine Ausgabebücher werfen wolltest! Und Du irrst, wenn Du meinst, daß Sidi auch mit weniger auskommen würde! Sie ist nicht die Natur darnach. Sie kann nicht rechnen, und ihre Händchen sind zu klein, das Geld festzuhalten. Ich verlange es auch nicht — ich verdiene genug" . . .

Er schwieg und zerrte wieder an seinem Schnurrbart. Diese ganze Unterredung machte ihn nervös.

Er arbeitete von früh bis spät — was war nun der Dank dafür?! — Auch Carlot empfand, daß Sidi ihrem Gatten entgegenkommen und den guten Willen zeigen müßte, haushälterischer zu wirtschaften.

„Sprich doch einmal ein vernünftiges Wort mit Deiner Frau, Arnd", sagte er. „Setze ihr auseinander, daß es so nicht weiter geht, daß Du Dich aufreibst und daß die einzige Möglichkeit, Dich mehr als bisher Deiner Familie widmen zu können, in einer größeren Beschränkung der Bedürfnisse zu finden ist! Es ist ja doch nicht nötig, daß Ihr auf fürstlichem Fuße lebt! Du solltest einmal sehen, wie Hertha sich einzurichten und wie famos sie dabei zu repräsentieren versteht!"

Arnd schüttelte den Kopf. „Sidi ist nicht Hertha, lieber Freund. Aber — trotzalledem, ich will es versuchen! Ich will auch meine Vereinsthätigkeit aufgeben oder wenigstens beschränken. Sie hat mir viel Erfrischung, Anregung und Abwechslung nach der Tagesarbeit geboten. Und man bedarf der geistigen Abwechslung nach dem Berufsdienst, der doch immer nur Frohn ist. Im litterarischen Klub und in der geographischen Gesellschaft habe ich sie gefunden — auch in unserm politischen Verein — aber Du hast vielleicht nicht unrecht! ich suche auf Umwegen, was mir die Heimstätte am natürlichsten bieten sollte . . . Ich bin Dir dankbar für Dein

offenes Wort, Carlot — wirklich dankbar. Es ist mir schmerzlich, Sidi, leiden zu wissen. Herrgott, ich möchte ihr ja so gern das größte Glück schaffen, das der Himmel zu vergeben hat!"

Er stand auf. Er meinte es wahr und ehrlich. Er hätte für Sidi alles, alles thun können, um sie glücklich zu machen. Aber er verkannte seine eigene Natur wie die seiner Frau und er sah nicht klar. Er sah nicht, daß das Gespenst, das auch seine Ehe bedrohte, wie es das Glück so vieler Ehen zerstört hatte, der Geist der Zeit war, der Dämon der Ruhelosigkeit, der auf Trümmern und brechenden Fundamenten Neues schaffen wollte.

Auch Carlot erhob sich. Er drückte die Hand Arnd's, den die Geschäfte weitertrieben. Das Coupé Berkow's hielt vor der Ausstellung. Er hatte nur flüchtig die Bilder besichtigen wollen und sich schon zu lange aufgehalten. Mit raschem Abschiedsworte eilte er davon.

Auf der Treppe stieß er mit Frau Baranius und Kitty zusammen, die ihn zum Stehen zwangen.

„Immer eilig, Herr Baumeister," spöttelte Kitty, die gefärbten Lider zu ihm aufschlagend.

„Ganz recht, meine Gnädige, immer in Hatz," gab Arnd zurück; „aber oben finden Sie Diehmen, der Sie unterhalten wird. . ."

„Graf Carlot?!" rief Kitty mit unvorsichtig freudigem Staunen; „also er ist zurück —?"

„Ei ja — seit einigen Tagen.“

„Und er hat sich noch nicht gezeigt,“ fügte Frau Baranius vorwurfsvoll an.

Arnd hatte Kitty mit raschem Blicke gemustert. Ihr Interesse für Carlot kam ihm verdächtig vor. Wenn der gute Junge nur keine Dummheiten machte! — Er wollte die Augen offen behalten — man mußte den Tücken der kleinen Schlange wehren.

„Seien mir die Damen nicht böse,“ sagte er, an seinen Hut greifend, „ich muß weiter! Auf Wiedersehen!“

Kitty zupfte an ihrem Schleier und strich das Haar hinter den Ohrmuscheln glatt. Dann ließ sie die Mutter in den Salon voran und folgte ihr. Beide standen Carlot gerade gegenüber, der in diesem Augenblick den Ausstellungsraum verlassen wollte und sich soeben vom Garderobier seinen Schirm reichen ließ.

Diehmen konnte seine Verlegenheit schwer verbergen. Das Blut schoß ihm in das Gesicht. Er verbeugte sich mechanisch und lächelte krampfhaft. Aber die Damen begrüßten ihn mit so lebhafter Freude, und Kitty that so harmlos, daß er rasch seine Besonnenheit wiederfand. Frau Baranius machte ihm Vorwürfe, daß er nicht gleich nach seiner Rückkunft zu ihr gekommen sei. Sie plane allerhand Festlichkeiten, zu denen sie des Rats und der Mithülfe des lieben Grafen bedürfe: zunächst einen

großen Kostümabend mit lebenden Bildern, Zierlow arbeite bereits an der musikalischen Begleitung — dann eine Wohlthätigkeitssoirée zum Besten der Friedensliga der Frau von der Mock, für die Helgoländer ein Stück geschrieben habe, das an jenem Abend zur Aufführung gelangen solle — und schließlich ein ‚Veilchen-Diner‘ nach Pariser Muster. . .

„Sie kennen doch diese Blumenfeste, lieber Graf Diehmen? Ich habe vorjährig bei der Marquise d'Uzé in Paris ein Lilien-Souper mitgemacht, das allerliebst war. Jeder Gast repräsentierte eine Lilienart und hatte seine Toilette darnach eingerichtet. Das ganze Fest stand sozusagen im Zeichen der Lilie. Ach, und es war wirklich reizend. Die Marquise hatte ein wundervolles Kostüm — als Wasserlilie — weiß und zartgelb, und das stand ihr außerordentlich zu ihrem blassen Gesicht und dem dunklen Haar. Ich habe Kitty geraten, sich gelegentlich eine ähnliche Toilette anfertigen zu lassen. Das Gute kann man immerhin nachmachen. . .“

Carlot antwortete mit einigen nichtssagenden, aber doch leise abwehrenden Worten. Er sei zur Zeit sehr in Anspruch genommen und müsse nunmehr mit Eifer an seine Studien gehen. Er habe schon viel versäumt — indessen er hoffe trotzdem, der liebenswürdigen Aufforderung der gnädigen Frau folgen zu können. Er thue es ja nur gar zu gern. . .

Kitty stand daneben und hörte freundlich lächelnd

zu. Aber ihr Herz schlug stark und schmerzhaft. Sie merkte wohl, daß Carlot an einen vorsichtigen Rückzug dachte. Und das mußte verhindert werden, denn diesmal sollte nicht nur die Leidenschaft sprechen, sondern auch die Klugheit.

„Bleiben Sie noch?“ sagte sie; „ich sehe, Sie stehen auf dem Sprunge.“

„Allerdings, gnädigstes Fräulein,“ entgegnete er in bedauerndem Tone, „ich muß zu Bolte. Verzeihen Sie mir. . .“

Sie reichte ihm die Hand.

„Also baldigst,“ fügte Frau Baranius hinzu. „Ach — apropos“ — sie hielt ihn noch einmal zurück — „da hat mir der Elimar Teubner erzählt, daß er demnächst ein neues Stück von einem gewissen Halm zur Aufführung bringen wolle — es soll ein gutes Stück sein, wenigstens verspricht er sich viel davon und will sich die Ausstattung etwas kosten lassen, sagt er. Nun ist mir doch so, als ob Sie mir einmal von diesem Halm gesprochen hätten — nicht wahr? — ja — ach, dann führen Sie ihn doch einmal bei mir ein! Ich habe gern junge Talente bei mir. Ja —?“

Diehmen versprach es und verabschiedete sich sodann. Frau Baranius und Kitty traten an die nächsten Gemälde heran.

„Seinem Benehmen merkt man es nicht an, daß er sich mit ernsthaften Absichten trägt,“ sagte die

alte Dame im Flüstertone zu ihrer Tochter. „Wenn Du Dich nur nicht täuschest — wie im vergangenen Jahre in Paris mit dem Baron Isenburg von der österreichischen Botschaft —“

Kitty erblaßte und warf ihrer Mutter einen stechenden Blick zu. Ihr Gesicht wurde merkwürdig häßlich und nahm einen abscheulich ordinären Ausdruck an, wenn sie in Wut geriet.

„Du sollst mich nicht immer an diesen Schuft erinnern, Mama!“ erwiderte sie zischend. „Du hast eine ausgesprochene Freude daran, in der Vergangenheit zu wühlen! Aber ich will es nicht — ich lebe für die Zukunft! . . .“

Sie hatte englisch gesprochen und fuhr nun, während ihre Mutter ziemlich gleichmütig ihre Lorgnette hervorzog und das Böcklin'sche Bild zu betrachten begann, in ruhigem Tone fort:

„Ich bin Diehmen's sicher. Lasse nur Du Vorsicht walten! Und höre gefälligst auf das, was ich Dir sagen werde!“

Frau Baranius richtete sich empor.

„Menagiere Dich ein wenig,“ sagte sie kalt. „In solchem Tone spricht man nicht zu einer Mutter . . . Im übrigen weißt Du, daß ich gegen den Grafen nichts habe. Er soll mir willkommen sein, wie jeder Freier von Namen. Ich beanspruche nichts, als einen Namen von gutem Klang. Ich

lege eine Million auf sein Wappen. Das — deckt manches zu.“

Den letzten Satz sprach sie etwas leiser, doch mit Betonung. Kitty zuckte mit den Schultern und zog die Oberlippe spöttisch hoch. — —

Diehmen war froh gelaunt auf die Straße getreten. Es ging ja alles vortrefflich. Die alte Baranius wußte nichts von der Thorheit im Atelier ihrer Tochter — und Kitty schien sie vergessen zu wollen. War es nicht auch das Klügste? .. Carlot nickte, in Gedanken versunken, und schüttelte gleich darauf den Kopf. Wunderliches Leben in dieser großen Stadt! Wunderliche Leute und Verhältnisse und welch' wunderliche Verwirrung der Begriffe! Hatte die Nervosität des modernen Lebens, die bei jedem Wunsche nach der sofortigen Erfüllung drängte, das, was man ehemals unter Sitte und Sittsamkeit verstanden hatte, denn völlig untergraben? —

Es war um die Mittagsstunde und der Tag schön. Auf den Trottoirsteigen Unter den Linden wallte eine bunte Menschenmasse hinauf und hinab. Wer die Passanten mit schärferem Blicke musterte, konnte leicht herausfinden, was nur zum Vergnügen, um zu sehen und um gesehen zu werden, sich auf der vielbesuchten Promenade zeigte, und was dem Lauf seiner Geschäfte folgte. Arm in Arm schlenderten modisch gekleidete junge Herren in kurzen Gehpelzen oder knapp sitzenden Ulstern, mit blanken

Cylinderhüten und lächerlich weiten Beinkleidern, in denen die vorgeschriebene Bügelfalte sich blähte, über das Trottoir. Der Nasalklang in der Sprache war wieder in Mode gekommen; schritt man unbefangen an den Herren vorüber, so konnte man seltsame Töne hören — papageienartige Laute, ein sich rasch wiederholendes kurzes Lachen, das wie das Meckern einer Ziege klang, Sätze, die nur angedeutet und halb verschluckt und dann und wann durch ein feines Lispeln unterbrochen wurden. . . Vor der russischen Botschaft begrüßten sich zwei, ein Civilist und ein blutjunger Lieutenant von der Garde du Corps mit frischem, rotem Gesicht und weißblondem Schnurrbart. Sie reichten sich aber nicht schlankweg die Hände, krümmten auch nicht die Arme zu einem Halbbogen, wie man es noch vorjährig gemacht haben würde, sondern sie hoben ein jeder die glatt ausgespreizte Rechte bis zur Schulterhöhe, streckten dann gegenseitig die Hände ruckartig vor und berührten sich mit den Handflächen. Das war der modernste Chic in der Begrüßungsform. Wo kam er her? Aus Paris vermutlich und vielleicht hatte ihn irgend ein Botschaftssekretär, vielleicht auch nur ein Commis Voyageur mit nach Berlin gebracht. Aber dieser neuste Chic wurde ebenso rasch modern, wie die Hutfaçons, die man von jenseit der Vogesen bezog, wie der Schnitt des dinner-Jacketts, den man sich in London holte,

und wie die Redensart des Tages, die man aus einer, vom Residenztheater eingeführten Pariser Posse in das Gesellschaftsleben übertrug. Und auch das gesellige Leben selbst in all seinen modernen Ausstrahlungen wurde vom Auslande beeinflußt; französischer und englischer Geschmack beherrschte alle und alles. Gab es noch nationales Empfinden in der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches? — In der Litteratur gewannen die merkwürdigen Strömungen, die von den Skandinaviern und Russen in das einheimische Schrifttum getragen wurden, immermehr Oberhand — Norweger und Franzosen waren die Lieblinge des Theaterpublikums — in der bildenden Kunst vergötterte man den Naturalismus der schottischen Schule — in der Politik machte sich die große Presse über die Erfolge des Tages von Sedan lustig und untergrub maulwurfsartig das Ansehen der eigenen Heimat, und in der Gesellschaft liebäugelte man mit allem, was von draußen kam, und vergaß, das man ein Deutscher war . . . Es gab wirklich kein nationales Empfinden mehr; der Odem des Fremdländischen, der durch das moderne Berlin wehte, drückte selbst dem Straßenleben der Hauptstadt sein charakteristisches Gepräge auf.

Aus der Passage, unter deren schwerer Glasdeckung sich der helle Glanz der Wintersonne zu fahlem Lichte abdämpfte, quoll beständig ein Strom von Menschen und zerteilte sich auf der Promenade

der Linden. Hier und da sah man vereinzelte Offiziere, die von der nahen Kriegsakademie aus ihren Weg nach der inneren Stadt nahmen; ihre Sporen klirrten auf dem Trottoir und der nachschleifende Säbel hüpfte mit lustigem Klingen über die Steine. Aus der Gegend der Börse, von der Seite des Lustgartens her, wogte es in dichten Gruppen: behäbige Herren mit gutmütigen Lebemannsgesichtern und Leute mit raffinierten Gaunerphysiognomien, in ununterbrochenem Gespräch mit einander und dazu südländisch lebhaft mit Händen und Armen gestikulierend.

An den Fenstern der Kranzler'schen Konditorei saßen einige Damen der Halbwelt und nickten diesem und jenem vorüberschreitenden Bekannten zu. Obwohl es Winter war, standen des herrlichen Wetters wegen die Thüren der Konditorei weit offen, so daß man von der Straße aus in das Innere des Lokals sehen konnte, auf das Büffet mit seinen aufgehäuften Süßigkeiten und der über ihr Kontobuch geneigten Mamsell dahinter, und auf die kleinen Marmortischchen, an denen Gast neben Gast saßen. Ein Herr hatte sich sogar seinen Stuhl dicht an die Thür gerückt, ein alter, vornehm aussehender Mann von militärischer Haltung, ohne Paletot, eifrig in der Rangliste studierend; er war ein Stammgast Kranzler's, ein Oberst a. D., und wartete täglich auf derselben Stelle stundenlang, in der Hoffnung, den Kaiser vorüberfahren zu sehen.

Er sollte heute nicht getäuscht werden. Vom Opernhause her, vor dessen schmal umgitterter Kasse sich ein dichter Menschenhaufen drängte, um noch ein Billet zu Mascagni's neuer Oper zu erobern — die Musik stand zur Zeit wieder einmal im Banne des sangesfrohen Italien's — schallten vielstimmige Hoch- und Hurrahrufe; in die an den Straßenecken postierten Schutzleute kam ein fieberndes Leben; die Equipagen und Droschken auf dem Makadam hielten, die Promenierenden blieben stehen und machten Front nach der Straße zu — hinter den Spiegelscheiben der Restaurants wurden die Vorhänge zurückgeschoben und neugierige Gesichter auf sich reckenden Hälsen lugten in's Freie . . . Dann donnerte der scharfe Trab des Vorreiters über das Pflaster, und unmittelbar dahinter folgte der Landauer des Kaisers, der in Generals-Uniform und grauem Mantel neben einem seiner Flügel-Adjutanten saß und, freundlich nach rechts und links grüßend, die Hand kaum vom Mützenschirm entfernte. Wo er vorüberfuhr, entblößten sich die Köpfe — auch die Damen neigten sich tief . . .

Aber schon im nächsten Augenblick veränderte sich von neuem das Bild des Straßenlebens. Die Wagen rollten weiter und die Menschenflut auf den Trottoirs, in die ein kurzer Stillstand eingetreten war, wogte wieder längs der entblätterten Lindenbäume hinauf und hinab. Es war die Stunde der

glänzendsten und farbenbuntesten Entfaltung hauptstädtischen Treibens. Ein Bataillon Garde-Füsiliere bog mit klingendem Spiel in die Friedrichstraße ein. In der Ferne hörte man das scharfe, ununterbrochene Läuten der nach einem Brandplatze rasselnden Feuerwehr. In verhallenden Tönen klang das Glockenspiel der Parochialkirche durch die winterlich klare Atmosphäre. Der Zeiger der Rathausuhr wies auf eins.

Diehmen war vor dem Schaufenster einer großen Blumenhandlung stehen geblieben. Er blieb auch noch stehen, als der Kaiser bereits vorüber war, betrachtete die riesigen Bouquets aus Malmaison- und Napoleon-Rosen, die Körbe mit Maiglöckchen und blühendem Flieder und die Kissen aus Veilchen, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht, die zwischen Palmen, Orchideen und Kallas das Schaufenster schmückten und wandte zuweilen den Blick zurück auf die Promenierenden und die Kette der Wagen auf dem Straßendamm. Er sah, daß die breite, schwerfällige, immer geschlossene Viktoria-Chaise der Baranius bereits nach dem Tiergarten zurückgefahren war. Ein ihm bekannter Offizier grüßte mit der Peitsche und zugleich kopfnickend von der Höhe eines Dog-cart herab. Hinter diesem rollte der Wagen des alten Oberzeremonienmeisters Grafen Huisson, der mit seinem spitz emporgedrehten grauen Schnurrbart und dem kokett gekräuselten Haar noch

immer den Jugendlichen spielte, über die Straße. Drei Schauspielerinnen der Königlichen Bühne, die in einer offener Droschke saßen, kamen ihm entgegen. Der Graf nickte ihnen freundlich zu, und noch ein anderer Herr, der sich im Fond einer sehr elegant adjustierten Equipage ausgestreckt hatte, begrüßte die Damen. Carlot sah absichtlich nach der anderen Seite. Er hatte den Herrn erkannt, den langen Rothwyl, und dies hagere Geiergesicht war ihm unangenehm.

Der Wagen Rothwyl's hielt vor dessen Bankgeschäft. Der Banquier stieg aus, reckte sich, gähnte hinter der leicht vor den Mund gehaltenen Rechten und trat dann in das Haus. Im Flur zögerte er einen Augenblick; er hatte mit dem Prokuristen zu sprechen, aber die Lust fehlte ihm. Die Dinge, die er soeben bei seinem Anwalt erfahren, nahmen seine Gedanken derart in Anspruch, daß die Sorge um das Geschäftliche in den Hintergrund trat. Er umschritt die fünf teppichbelegten Stufen, die an einem schmiedeeisernen Geländer vom Hausflur aus rechts in die Banklokalitäten führten, und wandte sich der tiefer zurückliegenden Haupttreppe zu, die er langsam hinaufstieg. Dann und wann blieb er stehen, lebhaft mit seinen Gedanken beschäftigt. Seine schmalen und blutlosen Lippen bewegten sich leise, als wollten sie dem, was ihn beunruhigte, Worte verleihen. Seine Stirn war gefurcht und

der Teint seines Gesichts noch grauer als sonst. Es war eine unerquickliche Angelegenheit, die ihm die Laune verdarb.

Vor der Thür seiner Wohnung blieb er abermals stehen, strich mit Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten zerstreut über das blanke Messingschild, auf das sein Name eingraviert war, und öffnete sodann, durchschritt rasch das Vorzimmer und trat in sein Arbeitskabinet. Der Raum hatte etwas Düsteres, fast Klösterliches an sich. Die Wände waren mit dunkelbraunem Leder überzogen wie die Möbel. Über dem riesigen Sofa hing ein großer, sehr schöner Stahlstich: die Rafaël'sche Madonna — über dem Schreibtisch ein Kruzifix. Rothwyl betonte gern, daß er kein Jude war. Die Portièren vor den Fenstern hingen weit herab, und die Stores waren so dicht, daß sie das Zimmer verdunkelten. Aber Rothwyl war ein Freund der grauen Dämmerung; er liebte die Helle nicht.

Ein Druck auf die elektrische Glocke rief den Diener herbei.

„Ist Fräulein Vanmeer im Hause?" fragte der Banquier.

„Ja, gnädiger Herr."

„Ich lasse sie auf einen Augenblick bitten."

Der Diener verschwand, und Rothwyl ließ sich vor seinem Arbeitstische nieder, den Rücken dem Fenster zugekehrt. Er setzte sich, wenn er es ein-

richten konnte, stets so, daß das Licht auf den fallen mußte, mit dem er verhandelte. Dann nahm er eine kleine Feile, die zwischen zwanzigerlei verschiedenen Gegenständen' in seiner Bronzeschale auf dem Schreibtisch lag, und begann sich mit seinen Nägeln zu beschäftigen.

Dora trat ein — in einem schlichten Hauskleide, etwas bleich und mit unruhig flackernden Augen. Sie blieb unweit der Thür ohne Begrüßung stehen.

Rothwyl legte die Feile wieder fort und wies auf einen Sessel.

„Bitte, nimm Platz", sagte er; „— nicht so weit — hier neben mir — man weiß nie, ob nicht ein Ohr am Schlüsselloch lauscht. Der — der Engländerin trau' ich am allerwenigsten" . . .

„Ich höre, sie will kündigen", nahm Dora mit ruhiger Stimme das Wort.

Rothwyl schaute überrascht auf.

„Hat sie Dir das gesagt?"

„Ja — vorgestern. Sie äußerte, daß sie nach London zurückwolle; ein unverheirateter Bruder bedürfe ihrer. Aber" —

Sie stockte.

„Aber —?" wiederholte der Banquier.

„Ich vermute, daß sie die Stellung durchschaut hat — die eigentümliche Stellung, die ich im Hause einnehme — und daß sie deshalb fort will" . . .

„Unsinn!" — Rothwyl schob ärgerlich den Kopf

in den Nacken. „Glaubst Du denn wirklich, daß diese kluge intrigante Person nicht vom ersten Tage ihres Hierseins ab sich über die Verhältnisse im Hause klar geworden ist?! . . . Nein, liebes Kind, ich vermute anderes — und schlimmeres! Ich vermute, daß Mistreß Dowen bei mir die Spionin gespielt hat und daß ihr nunmehr, da sie fürchten muß, daß ihre Schliche an's Tageslicht kommen, der Boden zu heiß zu werden beginnt“ . . .

Dora verstand nicht recht.

„Die Spionin?“ wiederholte sie fragend. „Aber in wessen Auftrage — und aus welchen Gründen?“

„Ich habe keine Ursache, es Dir zu verschweigen“, entgegnete Rothwyl, sich bequemer in seinen Sessel setzend und die grauen Augen mit schärferem Ausdruck auf Dora heftend. „Ich bin sogar genötigt, es Dir der Wahrheit gemäß zu erzählen, weil ich, um mich vor drohenden Gefahren zu retten, Deiner Mithülfe bedarf . . . Ich will mich indessen kurz fassen. Du weißt, daß ich von meiner Frau getrennt lebe; ich bin nicht gerichtlich von ihr geschieden — wir haben uns aber, nachdem wir eingesehen haben, daß wir nicht zu einander passen, darüber geeinigt, daß jeder von uns unbelästigt und ungestört von dem andern, seine eigenen Wege wandeln kann. Meine Frau erhält von mir eine Jahresrente von zehntausend Mark, mit der sie als einzelne Dame im billigen Süden nicht nur sorgen=

los, sondern auch sehr bequem zu leben vermag. In der That hat sie selbst auch nie Klage darüber geführt, daß ihr die Summe nicht genüge; ich würde in diesem Falle gern noch ein paar tausend Mark zugelegt haben — gern“ . . .

Er stützte den rechten Arm auf den sauber polierten Rand des Schreibtisches und den Kopf in die Hand. Die Falten auf seiner Stirn nisteten sich tiefer ein. Dabei wiederholte er:

„Gern — ich will vor allen Dingen meine Ruhe haben . . . Aber — da ist nun plötzlich ein Bruder meiner Frau aufgetaucht, Mister Crooker, ein junger Mensch, der zur Zeit unserer Heirat ein fünfzehnjähriges Bürschlein war und jetzt als Offizier in Canada stationiert ist. Er hat sich ein Jahr Urlaub genommen, sitzt mit Maud — mit meiner Frau zusammen unten in Nizza und bearbeitet sie, von mir ihr mit in die Ehe gebrachtes Vermögen herauszubekommen. Verstehst Du? — Und nicht das allein. Er verlangt auch noch die Verzugszinsen für jenes Kapital vom Tage der Hochzeit an. Er ist ein geriebener Bursche — ein echter Amerikaner!“

Rothwyl sagte dies in grimmigem Tone, indem er dabei, wie ein Beute witterndes Raubtier, die Lippen hochzog und seine breiten, massiven Zähne zeigte. Dora unterbrach ihn mit keinem Wort. Sie saß stumm, die Hände im Schoße, auf dem Sofa und schaute vor sich nieder.

„Die Sache verhält sich so," fuhr der Banquier fort, „verhält sich folgendermaßen. Meine Frau bekam allerdings ein großes Vermögen mit, das indessen zum Teil in Liegenschaften, in einem Quecksilberbergwerk und ausgedehnten Ländereien, zum wenigsten aber in bar bestand. Da ihr kurz vor der Hochzeit verstorbener Vater seit langen Jahren kränkelte, so war das Bergwerk und der Grundbesitz in unglaublicher Weise vernachlässigt worden, und Maud war durchaus damit einverstanden, als ich ihr vorschlug, mir Generalvollmacht zu geben, um die ganze Geschichte verkaufen zu können. Das geschah denn auch und zwar, aus Schonung für den alten Herrn, ganz unter der Hand. Er erfuhr freilich schließlich doch davon, geriet unbegreiflicherweise in furchtbare Wut und fiel einem Schlaganfall zum Opfer ... Ich erwähnte wohl schon, daß er bereits seit Jahren körperlich und geistig an unheilbaren Leiden dahinsiechte. Er war durch und durch krank ..."

Der Banquier ließ die Hand sinken und richtete sich fester auf. Die letzten Erinnerungen schienen ihn sehr zu belästigen.

„Ja — also — so war es," begann er von neuem. „Wir siedelten nach Europa über und dann — und dann erfolgte sehr bald unsere Trennung ... Und nun tritt der schurkische Amerikaner plötzlich mit der Behauptung auf, ich hätte seiner

Dora erhob sich rasch. „Mag sein,“ sagte sie, „— ich bezweifle es . . . Bedarfst Du meiner noch?“

Rothwyl war gleichfalls von seinem Stuhle aufgestanden, näherte sich ihr und legte seinen Arm um ihre Schultern. Ein süßliches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Du wirst vernünftig sein, meine kleine Dora,“ sagte er mit zärtlich klingender Stimme; „es ist nicht nur zu meinem Besten — auch zu Deinem. Es würde Dir recht schwer fallen, wieder in die Armut zurückzukehren . . . Übrigens — ehe ich es vergesse — — ich habe bei Friedländer ein ähnliches Collier im Schaufenster liegen sehen, wie Du es neulich an der Professorin Mewes bewundertest. Darf ich es Dir schenken?“

Sie zog die Schulter zurück, um seiner Umschlingung zu entgehen. Dann sah sie ihn groß und ernsthaft an.

„Ich danke Dir,“ erwiderte sie. „Wenn ich jenes Schmuckstück am Halse der Mewes bewunderte — ich entsinne mich dessen — so geschah es, weil ich Sinn für das Schöne habe. Verlangen nach Edelsteinen trage ich längst nicht mehr — die Zeit ist vorbei. Auch die Zeit ist vorüber, in der ich mich nur in Luxus und Wohlleben glücklich zu fühlen meinte. Sie ist gänzlich vorüber! Könntest Du mir mit meiner Armut meine Ehre und den

Glauben an mich selbst wiedergeben, so würde ich freudigen Herzens für das Heute die Vergangenheit eintauschen . . .“

Sie neigte den Kopf und ging.

Rothwyl blieb allein zurück. Er starrte Dora, die Lippen fest zusammen gekniffen und die Mundwinkel gesenkt, mit glimmendem Auge nach . . . Sie schlüpfte ihm aus den Fingern — oder sie wollte es wenigstens — das war klar. Aber die unsichtbaren Fesseln, an denen er sie festhielt, waren noch immer stärker als Eisen und Stahl. So leicht kam sie nicht davon . . . . . Er wandte sich in das Zimmer zurück und wollte wieder an seinen Schreibtisch gehen. Aber er mußte unterwegs stehen bleiben und sich an der Lehne eines Stuhles festhalten. Teufel — was war das?! — Ein seltsames Schwindelgefühl und zugleich eine große Übelkeit beschlich ihn. Er schloß die Augen und atmete schwer . . . Aber durch die geschlossenen Augen war es ihm, als sehe er sich selbst vor sich — einen Mann, der unter der Last seines Gewissens zusammenzubrechen droht. Was hatte er dem Leben geopfert, und was hatte das Leben ihm gebracht!?

Er raffte sich auf, trat an einen Seitentisch, auf dem eine Karaffe und Gläser standen, schenkte sich ein Glas Wasser ein und leerte es hastig. Vielleicht war es nur der Ekel vor dem eigenen Ich, der sein körperliches Befinden beeinflußte . . .

III.

Carlot hatte seine Studien bei Engelbrecht Bolte endgültig aufgegeben. Bolte selbst hatte ihm in seiner offenen Weise dazu geraten.

„Sie werden schwerlich bei mir noch mehr zulernen, lieber Freund," hatte er gesagt; „es handelte sich ja auch nur um eine Vervollkommnung der koloristischen Technik! Und da habe ich Ihnen wirklich nichts weiter zu sagen. Meine Sonderart will ich Ihnen nicht aufdrängen — würden wohl auch dafür danken, Sie, der Sie so viel eigenes Können besitzen — also lassen wir's gut sein! Aber als Gast hoffe ich Sie noch recht häufig bei mir zu sehen, lieber Diehmen! . . ."

So trennte man sich in aller Freundschaft. Carlot war es recht. So hoch er auch den alten Bolte als Menschen schätzte und verehrte — von seiner Kunst konnte er in der That nicht mehr lernen, und es erschien ihm nachträglich sogar zweifelhaft,

ob es richtig gewesen war, daß er sich, wenn auch nur für kurze Zeit, seinen Schülern angeschlossen hatte.

Er ging mit Eifer an die Arbeit. Das Bild, das er im Frühjahr auf die Ausstellung zu schicken gedachte, sollte den „Weihnachtsabend in einer Dorfkirche" darstellen. Er dachte dabei an das Christfest in Diehmenshof, an die kleine schlesische Kirche in ihrer schlichten Illumination, den weißköpfigen Pfarrer auf der Kanzel und an die Masse interessanter Charakterköpfe unter der Zuhörerschaft. Er war auch in Diehmenshof nicht ganz unthätig gewesen und hatte ein Skizzenbuch voll Entwürfe und Studien mit nach Berlin gebracht, das ihn bei der Arbeit unterstützen sollte, an die er mit viel Lust und Liebe ging.

Der Strom der Gesellschaft war nach den Festtagen noch nicht wieder so recht in Fluß gekommen — Carlot hatte auch die Absicht, sich etwas zurückzuhalten. Er kam in der ersten Hälfte des Januar wenig aus seinem Atelier heraus — sein Bild nahm ihn ganz gefangen. Des Abends war Halm ein häufiger Gast bei ihm. Der Dichter schwelgte in Seligkeit. Elimar Teubner hatte wegen der ‚Kinder der Sonne' Kontrakt mit ihm gemacht; er interessierte sich lebhaft für das Drama, ließ eine ganze Anzahl neuer Dekorationen malen, allerhand Maschinen für die Feenszenen und glänzende Kostüme für das Chorpersonal anfertigen; die ‚Kinder der

Sonne' sollten unter prächtiger Ausstattung das Licht der Welt erblicken. Den Sonnenkönig wollte Teubner selbst spielen. Halm war erstaunt darüber, denn es handelte sich nur um eine Episodenrolle, aber der eitle Bühnenherrscher hoffte bei dieser Gelegenheit, wieder einmal seine vielbewunderte, klassisch schöne Erscheinung und das edel geschnittene griechische Profil in das rechte Licht rücken zu können.

Vom Fröschlein aus Rosenhagen kam einen Tag um den andern ein langer Brief. Bald rührten Halm diese Epistel, bald küßte er sie und bald lachte er herzlich über die süßen Dummheiten, die ihm die Kleine schrieb. Sie hatte ihm immer wieder andere Neuigkeiten zu erzählen: von Onkel Bernitz, der auf dem Anstand eingeschlafen war und sich dabei eine fürchterliche Erkältung geholt hatte, gegen die er mit Unmassen von Grog zu Felde zog — von Herrn von Dievenow, der in Klein-Höfchen wie ein Maulwurf in seiner Höhle hauste, weil er den Winter zu einer Arbeit über die Schlacht bei Jena benutzen wollte — von Hertha, die seit einiger Zeit merkwürdig ernst aussehe und irgend einen heimlichen Kummer haben müsse — von einem Theaterspiel in Zielenberg, wo man „Die Räuber" zum Kranklachen gegeben habe — und von hunderterlei mehr. Sie erzählte auch von ihren Träumen: daß ihr z. B. einmal eine Schlange erschienen sei, die sie habe beißen wollen. Sie hatte am Morgen

natürlich gleich in ihrem Traumbuche nachgesehen, und o weh — eine Schlange bedeutete „begründete Eifersucht". An diese Deutung knüpfte das Fröschlein eine Fülle von guten Ermahnungen: Berlin sei eine so schreckliche Stadt, und da liefen alle jungen Mädchen allen jungen Herren nach. Vor den Proben zu den ‚Kindern der Sonne', die im Februar beginnen sollten, schien Edith besondere Angst zu haben. Ihre Warnungen überstürzten sich. Halm sollte doch nie vergessen, die Locke von ihrem Haar bei sich zu tragen — und wenn er ein hübsches Mädchen sehe, solle er immer an diese Locke denken. . . . Die Kleine schien schrecklich eifersüchtig zu sein. Halm freute sich darüber; es bewies ihm ihre Liebe. Er schrieb vorsichtige Briefe zurück und tröstete sie, dichtete sie zuweilen auch an. Das war immer eine Hauptfreude für Edith. Sie hatte sich ein schön gebundenes Buch gekauft und schrieb in dieses die Poesien ihres Bräutigams mit sauberer Handschrift ab. Die meisten konnte sie schon am Tage des Empfangs auswendig. —

Als Erholung von seiner Malerei betrachtete Carlot die Stunden, in denen er sich mit den Vignetten zu den Gedichten seiner Schwester beschäftigte. Von Hertha war vor einigen Tagen eine üble Nachricht eingelaufen. Der Pächter hatte am ersten Januar seine Pacht nicht abliefern können, und da die Hypothekenzinsen bezahlt werden mußten,

so war sie in schlimme Lage geraten. Der unerwartete Ausfall hatte alle ihre Berechnungen über den Haufen geworfen. Ging man auch gegen den Pächter vor — immerhin ließ sich die Angelegenheit auf gerichtlichem Wege nicht so rasch erledigen, und schnelle Hülfe mußte geschafft werden, um die Hypothekengläubiger nicht warten zu lassen. Ersparnisse, schrieb Hertha, hätte sie in den letzten Jahren beim besten Willen nicht machen können; das, was sie zurückgelegt, sei in Carlot's Taschen geflossen. Die leise Bitte, der Bruder möge künftighin ein klein wenig genauer rechnen lernen, klang aus dem Briefe der Comtesse hervor. Schließlich teilte sie Carlot noch mit, daß Dievenow die Sache in die Hand genommen und arrangiert habe. Es sei ihr schwer genug geworden, sich an diesen zu wenden — und wenn Dievenow ihr auch ohne weiteres und in ritterlichster Form seine Hülfe angeboten habe, so bedrücke es sie doch tief, nunmehr die Schuldnerin ihres Gutsnachbars zu sein.

Carlot ging diese Mitteilung sehr zu Herzen. Sie erschreckte ihn. Es war das erste Mal, daß er sich seiner geringen Mittel bewußt wurde. Hertha hatte dafür gesorgt, daß er stets in den behaglichsten Verhältnissen leben konnte; — in Diehmenshof, in dem stattlichen Herrenhause, an dessen Verschönerung Generationen gearbeitet, hatte ihn sogar immer das stolze Empfinden beschlichen, als stehe er nicht

nur auf altem, sondern auch für alle Zeiten gefestetem Besitze. Es war eine Täuschung gewesen. Ein einziger Rechenfehler in dem von Hertha mit rührender Gewissenhaftigkeit geleiteten Budget genügte, diesen Besitz zu erschüttern . . . Der Brief seiner Schwester stimmte Carlot recht ernst. Noch einmal war geholfen worden — wie aber, wenn die Fatalitäten sich wiederholten? — Man konnte dem Pächter kündigen — doch es war zweifelhaft, ob sich so rasch ein neuer fand, der Diehmenshof zu den früheren Bedingungen übernehmen würde. Die Lage der Landwirtschaft verschlechterte sich in der That von Jahr zu Jahr . . . Ein armer Teufel mit einer Grafenkrone ist doppelt übel dran. Carlot hatte das bisher freilich noch nicht empfinden müssen; seine Armut und seine Grafenkrone hatten ihn nicht gedrückt. Aber die Sorge um die Zukunft ließ ihn nachdenklich werden. Eine reiche Heirat allein konnte ihn mit einem Schlage aus allen Ängsten herausreißen. Sein Name und seine Persönlichkeit bürgten für ihn — und reiche Mädchen, die einen Säckel voll Gold gern für eine neunzinkige Krone eingetauscht hätten, gab es in Fülle im großen Berlin. Galt nicht auch Kitty Baranius als eine gute Partie? . . .

Carlot legte, als er auf diese Frage stieß, Palette und Pinsel zur Seite, setzte sich in seinen Lehnstuhl am Fenster, steckte sich eine Cigarette an und hüllte

sich in Rauch. Nein — pfui — dieser Gedanke! Eine Geldheirat — oho — auf einer so niedrigen Stufe der sittlichen Anschauung sind wir denn doch noch nicht angekommen! Und gar die Kitty mit ihren laxen Moralbegriffen und ihrem — wer wußte es — vielleicht nicht mehr ganz einwandsfreien Rufe! Zudem — die Baranius galt für reich und sie lebte auch so, als ob sie über große Revenuen zu verfügen habe — aber hatte man schon in ihre Taschen gesehen? Zehrte sie nicht von ihren Kapitalien? Ihrer amerikanischen Vergangenheit war nicht recht zu trauen — man wußte nicht einmal sicher, wer und was ihr Gatte gewesen war. Arzt sagten die einen, ein großer internationaler Schwindler die anderen. O nein — nein! — Nein — niemals! . . . Carlot zerstreute mit der Hand den Dampf seiner Cigarette. Sein Auge wurde träumerischer — eine wehe Weichheit schlich ihm ins Herz. Er dachte an Flora, an ihr blumenfrisches Gesichtchen, den Goldglanz ihrer Löckchen, an ihre lieben Augen — und er biß die Zähne zusammen. Auch das war Unsinn! Arm und arm — und aristokratische Ansprüche! Es war Unsinn. Nicht mehr daran denken; nicht sentimental werden, männlich sein — und zurück an die Arbeit! Ja — zurück an die Arbeit! Sie allein hatte goldene Schwingen.

Zwei Tage später erhielt Carlot einen Brief der Frau Baranius mit der Bitte, doch gelegentlich

einmal bei ihr vorsprechen zu wollen; sie habe den Festplan für die Saison geändert: zuerst sollte das Wohlthätigkeitsfest zum Besten der Friedens-Liga mit dem Helgoländer'schen Stück (ein Capriccio nannte er es) und einigen lebenden Bildern gegeben werden und erst später die anderen Projekte folgen. Zu den lebenden Bildern aber bedürfe man dringend eines geschmackvollen Leiters, eines Künstlers von malerischem Feingefühl — des Herrn Grafen.

Carlot mußte hin — er durfte nicht ungezogen erscheinen. Er wählte für seinen Besuch indessen absichtlich die mittagliche Visitenstunde, um nicht allzu lange aufgehalten zu werden. Die Zofe mit dem Soubrettengesicht und dem Theaterlächeln öffnete ihm, knixte zierlich und nahm ihm die Karte ab. Es dauerte länger als sonst, ehe sie zurückkehrte und Carlot in den maurischen Saal ließ. Auch hier blieb er einige Zeit allein, ging ein paar Mal im Gemache auf und ab und vertiefte sich schließlich in die Betrachtung eines Genz'schen Gemäldes, dessen wundervolle Farbentönung seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Plötzlich fühlte er, daß sich von hinten zwei Arme um seinen Hals legten — ein heißer Atem streifte ihn und ein Kuß brannte auf seiner Wange. Er wandte sich um, einen hastigen Ausruf auf der Zunge, aber ein erneuter langer und inniger Kuß schloß ihm den Mund. Kitty lag an seiner Brust.

Es war ein wohlberechneter Überfall und Carlot der Gefangene.

„Du Süßer — Du Lieber — Du Einziger!“ jubelte sie, „o mein Gott, wie hast Du mir bange gemacht, als Du so unerwartet rasch abreistest und Dich nach Deiner Rückkehr gar nicht zeigen wolltest! Ich war so böse auf Dich — nein, ich konnte Dir nicht böse sein — ich habe Dich ja viel zu lieb dazu, viel zu lieb!“ . . .

Und wieder warf sie sich um seinen Hals und erstickte jede Antwort in flammenden Küssen.

Er war atemlos und unfähig, sich zur Wehre zu setzen. Der sinnliche Zauber, den dies schöne Geschöpf ausströmte, war so berückend, daß jede vernünftige Regung in ihm zerfloß wie Eis unter dem Gluthauch der Tropensonne. Fester umschlangen sie auch seine Arme — er preßte sie an sich und suchte immer wieder von neuem ihre heißen Lippen, die so wundervoll küssen konnten . . . Da klang ein schriller Laut durch den Saal, als falle ein Silberstück auf den Estrich oder als springe irgendwo ein Krystallglas. Erschreckt ließen die beiden sich los. Kitty sah auf, stieß einen leisen Schrei aus und flüchtete verschämt auf den Divan, das glühende Gesicht in die Kissen pressend.

Frau Baranius war durch die Portièren, die vor der Thür des Nebenzimmers hingen, in den Saal getreten. Die silberne Lorgnette, die sie ge-

wöhnlich in der Hand trug, war ihr entfallen — das zerklirrte Glas lag auf einer vom Teppich nicht bedeckten Stelle des Zimmers. Die alte Dame schien sprachlos zu sein; sie starrte mit großen Augen auf Carlot, und dann flog ihr Blick wie Erklärung suchend zu ihrer Tochter herüber.

Noch ehe Carlot Herr seiner peinlichen Verwirrung geworden, war Kitty wieder aufgesprungen und neben ihn getreten. Sie legte ihren Arm um den seinen und nahm dabei seine beiden Hände.

„Vergieb uns, Mutter,“ sagte sie; „wir lieben uns“ . . .

Aus dem Gesicht Carlot's schien jeder Tropfen Bluts gewichen zu sein; ein starker Atemzug hob seine Brust, und dann sagte auch er mit fester Stimme:

„Ja, gnädige Frau — wie lieben uns.“

Frau Baranius trat näher. Sie besaß Weltschliff und wußte die äußere Form zu beherrschen. Die Komödie war nur besprochen, aber sie spielte sich tadellos ab. Noch immer in anscheinender Verlegenheit, doch schon ein liebenswürdiges Lächeln und den Ausdruck aufrichtiger Freude auf ihrem Gesicht, streckte sie den beiden die Hände entgegen.

„Wie habt Ihr mich erschreckt,“ sagte sie, „o Ihr — Ihr Lieben — wie habt Ihr mich erschreckt! Und so heimlich — so heimlich . . . so ahnungslos habt Ihr mich gelassen! . . . Aber, Kitty — da

es nun doch einmal so weit ist, will ich Dir auch sagen: ich segne Deine Wahl! Ja, ich segne sie! Keiner, den ich mir so gern als Schwiegersohn gewünscht hätte, als den Grafen Carlot! Keiner, dem ich mit wärmeren Herzen entgegen kommen könnte! Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Graf!" . . .

Thränen rannen über ihre Wangen, ihre Stimme zitterte. Vielleicht floß Wahrheit in die Komödie hinein — auch diese Frau war eine Mutter, die für ihr Kind das Beste wollte . . . Carlot küßte ihr die Hand und stammelte einige Worte. Er war noch nicht zu klarem Denken gekommen — eine eiserne Faust schien sein Hirn zu umkrampfen.

„Laß' uns auf fünf Minuten allein, Kitty," sagte Frau Baranius, und ihre Tochter gehorchte. Sie ging in das Nebenzimmer — die Portièren schlossen sich hinter ihr, aber dicht an den lang herabwallenden, den Fußboden schleifenden Kelims blieb sie lauschend stehen. Die nächste Viertelstunde mußte die Entscheidung bringen. Wie schlug ihr das Herz und wie klopften die Pulse! —

Frau Baranius nahm den Arm Carlot's und führte den jungen Mann zum Sofa. Er war wie widerstandslos.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf," sagte die alte Dame, „und lassen Sie uns kurz über das, was noch nötig ist, plaudern . . . O, wie bin ich glücklich — und Sie — Sie werden es auch sein! Und

Sie werden es bleiben, Graf Diehmen! Ich bin nicht blind vor Mutterliebe, durchaus nicht — ich weiß sehr wohl, daß Kitty auch ihre Schwächen hat. Die amerikanische Erziehung hat ihre Schattenseiten — man denkt dort anders als hier — freier und ungezwungener, ich möchte sagen moderner — man giebt weniger auf die Innehaltung strenger Etikette. Aber diese — diese leichtere Lebensauffassung in Bezug auf mancherlei Äußerlichkeiten wird sich bei Kitty verlieren, wenn sie erst Gattin ist — wenn ihr Dasein Zweck und Inhalt gewonnen hat. Sie ist unschwer zu leiten und besitzt viel guten Fond — o, mein lieber, lieber Graf, ich kann Ihnen gar nicht sagen" — und sie ergriff von neuem seine Hände — „wie froh, wie froh ich bin! Hätte nicht gedacht, daß sich mein Lebensende noch so sonnig gestalten würde!" . . .

Sie rückte näher an ihn heran. „Und nun das Geschäftliche," fuhr sie fort, „auch das muß besprochen werden — wir leben leider nicht in Utopien. Sie werden wissen, mein teurer Sohn, daß ich das Glück habe, reich zu sein — ich schätze es in der That als ein Glück, auch um Ihrer — um meiner Kinder willen. Geld schließt manches Thor auf, das sich sonst nur schwer öffnen läßt und erspart uns die widrigen Alltagssorgen, die eine Künstlernatur noch schwerer zu bedrücken pflegen als andere. Mein Vermögen beträgt zwei Millionen Mark —

rund" — und Frau Baranius lächelte. „Ich gebe Kitty eine Million mit in die Ehe, über deren Zinsen Sie natürlich unbeschränkte Verfügung haben. Auch über das Kapital selbst, wenn einmal die dringende Notwendigkeit eintreten sollte, es anzugreifen — ich möchte in solchem Falle nur, daß auch Kitty dazu ihre Einwilligung giebt — sie ist verständig und praktisch genug, in derlei Fragen mitsprechen zu können. Also, Herr Graf, ich meine: die Mitgift Kittys wird als deren Eigentum eingetragen, doch bleibt Ihnen die freie Verwaltung des Vermögens überlassen. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen, gnädige Frau" — und Carlot neigte zustimmend den Kopf. „Ich füge mich in den Vermögensfragen gänzlich Ihren Anordnungen."

„Es hat immer etwas Peinliches," fuhr Frau Baranius zögernd fort, „die Besprechung solcher Dinge . . . Aber, Du lieber Gott, es muß doch geschehen — und gerade ich, als halbe Amerikanerin bin von jeher für Klarheit gewesen. Es ist unumgänglich notwendig . . . Mein Vermögen wird augenblicklich von Herrn Rothwyl verwaltet — Sie kennen ihn ja auch — es steht Ihnen aber natürlich frei, die Mitgift Kittys auch anderweitig anzulegen, wenn Ihnen dies günstiger erscheint. Und nun schließlich noch eins, lieber Herr Graf: ich bin eine alte Frau, und es ist fraglich, ob mir noch

eine längere Spanne Leben vergönnt ist. Bin ich aber einmal tot, so fällt Ihnen und Kitty auch der Rest meines Vermögens zu. Es würde in diesem Falle mein Wunsch sein, wenn Sie einen Teil der Kapitalien in unveräußerlichem Grundbesitz anlegen wollten. Ist Diehmenshof Majorat?"

„Nein, gnädige Frau; der Besitz ist zu klein. Es gehörten ehemals noch die Nachbargüter Rosenhagen, Neu-Läschen und Krieweck dazu, die im Laufe der Jahre der Familie verloren gegangen sind —"

„Aber man könnte sie doch zurückerwerben," wandte Frau Baranius ein, lächelte wieder und legte die rechte Hand gutmütig auf die Schulter Diehmens. „Ich denke schon an die Zukunft, lieber Herr Graf — meine Phantasie arbeitet zuweilen elektrisch — und es ist doch besser, wenn wir in der Gegenwart bleiben. Es ist nur so ein Lieblingswunsch von mir, einmal mein Vermögen fest, unverrückbar fest angelegt zu wissen —"

„Und ein begreiflicher Wunsch, gnädige Frau," nahm Carlot das Wort. „Ich stamme aus einer Familie, die von alters her zum preußischen Landadel gehört und deren einzelne Mitglieder, wenn sie auch zuweilen weit in der Welt umhergeworfen worden, doch immer wieder auf die Scholle zurückgekehrt sind, auf der ihre Wiege stand. Die Liebe zum Grundbesitz ist mir also gewissermaßen an-

geboren — und der Gedanke, Diehmenshof einmal als Majorat meinen Erben hinterlassen zu können, hat, das muß ich sagen, etwas Bestechendes für mich. Diehmenshof ist schön, sehr schön, gnädige Frau —"

„Wenn die Götter mich gesund erhalten, werde ich es ja auch einmal kennen lernen," sagte Frau Baranius heiter. „Im übrigen bin ich glücklich, daß sich unsere Neigungen treffen. Ich — ich habe nichts weiter hinzuzufügen, Herr Graf, als — nur noch das eine, eine Voraussetzung, obwohl ich sie in die Form einer Bitte kleide: seien Sie meiner Kitty ein liebender Gatte und mir ein guter Sohn . . ."

Ihre Stimme wurde wieder bewegt. Carlot nahm ihre Hände und zog sie an seine Lippen. Es ließ sich nicht leugnen: die alte Dame hatte die Mitgiftsfrage in vernünftiger und delikater Weise erledigt. Eine bessere Lösung konnte sich Carlot nicht wünschen. Diehmenshof Majorat — der Gedanke allein trug Jauchzen und Jubeln in sein Herz. Er hatte aus den im Archive lagernden Papieren ersehen, daß schon Urahn und Großvater sich um die Realisierung dieses Wunsches bemüht hatten, der aber immer an der Mittellosigkeit des Geschlechts gescheitert war. Und nun sollte der Erfüllung nahe sein, was hundert Jahr und darüber die Herzen seiner Väter bewegt — das mußte auch

die stolze Hertha trösten, wenn sie unzufrieden darüber sein sollte, daß der einzige Bruder sich zu einer Mesalliance verstanden hatte — Mesalliance — ah bah! Ein Wort, das nicht mehr in das Lexikon der Zeit hineingehörte! Zwei Millionen finden sich nicht alle Tage auf der Straße — er wäre ein Narr gewesen, wenn er nicht mit beiden Händen zugegriffen hätte! —

Frau Baranius rief Kitty zurück. Carlot blieb zum Frühstück im Hause, und beim Cliquot beplauderte man, ob die Verlobung gleich publiziert werden sollte, oder ob man damit noch warten wolle. Kitty war für letzteres; sie dachte sich ein paar Wochen heimliche Verlobung ganz besonders hübsch — auf dem Fest zum Besten der Friedens-Liga sollte sie verkündet werden. Carlot war einverstanden. Er gewann damit Zeit, sich noch einmal unter der Hand über die Verhältnisse der Baranius zu orientieren. So lange die Verlobung nicht öffentlich war, konnte er das. Er dachte nicht mehr an das ‚Pfui — niemals,‘ das er sich noch vor wenigen Tagen zugerufen hatte, als der Gedanke an eine Geldheirat zum ersten Mal in ihm aufgetaucht war — er war im Umsehen verständig geworden, sehr verständig, und er hatte seine Zeit begreifen gelernt und auch das moderne Empfinden . . .

Erst am Nachmittage, als er allein auf seinem Zimmer war, begannen allerhand quälende Zweifel

in ihm aufzusteigen. Was würde Hertha sagen? — Ah — sie war ja nicht sein Vormund, sie mußte sich fügen! Sie konnte auch nicht verlangen, daß er veralteten und verschrobenen Standesrücksichten zuliebe allzeit ein armer Teufel bleiben sollte. Eine Million sicher und eine zweite in Aussicht — Diehmenshof schuldenfrei — Diehmenshof Majorat — lächerlich, wenn sie da noch die Entrüstete spielen wollte! Nein — sie war nicht nur stolz, sie war auch klug, war ein praktisches Mädchen . . . Carlot begann sich bereits näher mit den Zukunftsplänen zu beschäftigen, die in ihm aufstiegen. Er blieb, was er war — ein freier Künstler selbstverständlich! Aber er wollte den Schwerpunkt seines Lebens nach Diehmenshof verlegen und nur im Laufe des Winters einige Monate auf Reisen verbringen, vielleicht auch dann und wann eine kurze Spanne Zeit in Berlin. Nie allzulange — die Residenz, die er vor einigen Monaten mit so viel Jubel begrüßt hatte, wollte ihm nicht mehr recht zusagen; zudem hatte er das unsichere Gefühl, als sei es ganz gut, wenn man dem Klatsch der Berliner Gesellschaft zu entgehen versuche. Im Grunde genommen wäre es ihm am liebsten gewesen, man hätte von seiner Verlobung möglichst wenig Aufsehen gemacht. Es lebte eine gewisse, heimliche Furcht in ihm, als werde ihm die Medisance noch irgendwelche — irgendwelche Unannehmlichkeiten bereiten. Er wußte nicht was,

aber es war ein Gedanke, der ihn beunruhigte. Traute er dem Rufe des Hauses Baranius noch immer nicht recht? — Ja, ja, es war so — es mußte so sein! Aber fanden sich in den Salons der alten Dame nicht auch Namen von bestem Klange zusammen? Verkehrten nicht auch Berkows bei ihr? — Vielleicht konnte Arnd ihm Auskunft erteilen — er wußte und kannte alles — wie, wenn man ihn vorsichtig befragte? ...

Carlot entschloß sich kurz und suchte am Abend Berkows auf. Er fand die beiden zu Hause und bei ihnen Schellner. Sie saßen gemütlich beim Thee im Zimmer Sidi's, in dem es wohlthuend warm war, und Schellner las ihnen mit seiner schönen Stimme eine Dichtung Fitger's vor.

Diehmen wurde lebhaft begrüßt. Er sprach in scherzhafter Weise seine Verwunderung darüber aus, Arnd so hübsch solide au sein de famille zu finden. Sidi lächelte ein wenig verlegen, und der Angeredete entgegnete halb ernst, halb lustig:

„Deine Strafpredigt hat gewirkt, braver Carlot! Ich bin seit acht Tagen ein Haushuhn. Abend für Abend verbringe ich an der Seite Sidi's. Einen Klub giebt es nicht mehr für mich, auch keinen Verein, in dem man zündende Reden hält. Ich halte mir selber Reden, wenn es durchaus sein muß, und Schellner sorgt dann und wann für das Litterarische. Er ist zum Vorleser geboren, nur muß

man ihm bei der Wahl des Stoffes auf die Finger sehen. Er ist ein sehr freier Geist . . ."

Sidi hatte Carlot eine Tasse Thee gereicht. Er setzte sich; der Professor legte die Dichtungen Fitger's bei Seite und mischte sich mit in die Unterhaltung. Man sprach von diesem und jenem, bis Carlot beiläufig das Gespräch auf die Familie Baranius brachte.

„Man plant wieder einmal ein Zauberfest," sagte er, „eine Wohlthätigkeits-Soirée mit lebenden Bildern, die ich stellen soll. Ach — und ich habe so viel anderes im Kopfe! . . Sage mal, Arnd, sind die Leute wirklich so reich wie sie scheinen?"

Arnd nickte. „Ja, mein Sohn, die Baranius hat gewaltigen Mammon," entgegnete er. „Ich weiß es zufällig ganz genau, denn sie hatte ihr Geld bisher bei Samter & Cohnfeld, die auch meine paar Groschen verwalten" —

„Ich denke, bei Rothwyl", fiel Carlot unvorsichtig ein und fügte gleich darauf hinzu: „wenigstens sah ich die alte Dame neulich einmal aus dem Rothwyl'schen Comptoir kommen" . . .

„Ganz richtig", gab Arnd zu; „Samter & Cohnfeld waren unglücklich darüber, daß die Baranius zu dem Konkurrenten übergetreten war, aber ich glaube, sie kennt Rothwyl aus Amerika her. Er ist einmal drüben gewesen — der brave Mann!"

„Du sagst das ein wenig ironisch — als ob Du an seiner Bravheit zweifeltest . . .

„Er ist mir nicht sympatisch, Carlot, das ist alles. Nachsagen kann ich ihm nichts — ich kenn' ihn zu wenig. Aber man spricht allerlei. Er soll irgendwo im Süden noch eine verlassene Frau sitzen haben — und auch über das Verhältnis zwischen ihm und seiner schönen Nichte erzählt man sich pikante Einzelheiten" —

„Pfui", sagte Sidi, „dieser häßliche Klatsch! Hör' auf, Arnd!"

„Ich höre schon auf, Schatz. Du sollst nicht rot werden. Ich bin auch nicht für eine künstliche Züchtung der Reinkulturen des on dit."

„Was klatscht man nicht alles!" nahm Carlot, zur Theetasse greifend, wiederholt das Wort. „Neulich wurde mir allen Ernstes versichert, der verstorbene Gatte der Baranius sei ein internationaler Hochstapler gewesen" —

„Unsinn!" brummte Schellner. „Der alte Hesekiel, der Bildhauer, hat ihn in New-York noch gekannt! Baranius war Apotheker und hat sein Riesen-Vermögen durch ein paar schwunghaft gehende Geheimmittel gemacht".

Arnd lachte.

„Bartpomade à la Migargee?" fragte er.

„So etwas ähnliches," erwiderte der Professor. „Haarwuchsmittel und Essenzen zur Verschönerung

des Teints, Lilienmilch oder Warzen-Vertreibungs-Extrakt — die Dummen werden nicht alle! Jedenfalls hat ihn die Dummheit reich gemacht".

„Samter & Cohnfeld sprachen von zwei oder drei Millionen."

„Dachte eigentlich, daß die Säckel der Baranius noch voller wäre — und wundre mich, daß die Kitty bei diesem sündhaften Gelde noch immer zu haben ist . . ."

„Mein lieber Schellner", wandte Arnd ein, „glauben Sie mir, man reißt sich um sie. Aber wer! Die, die sie gern haben möchten, will sie nicht — und andere kommen nicht oder werden kopfscheu, ehe man einig ist."

Carlot wurde aufmerksam, während Sidi fragte:

„Ihr Ruf — nicht wahr — ihr Ruf ist nicht tadellos?"

Eine kleine Pause verrann, ehe Arnd antwortete:

„Das will ich nicht sagen, Sidi. Aber sie hat sehr legere Allüren — ein fremdländischer Ausdruck, doch er paßt. Die Mutter hat sie nach amerikanischem Muster erzogen, und das hängt ihr an. Ihr wißt ja, wie es im Hause zugeht: alles, was interessant ist oder so scheint, benutzt die Salons der Baranius als Wandelgang. Neben Leuten von Vornehmheit Tagesberühmtheiten und Krethi und

Plethi. Die Berühmtheiten gehen vorüber, und Krethi und Plethi stäuben den Schmutz ihrer Vergangenheit auf der Schwelle des Hauses ab. Der bleibt liegen, und er schadet den Gastgebern. Weniger bei denen, die die Verhältnisse kennen als bei den ferner Stehenden. Es ist nicht anders . . . Im übrigen — wie gesagt —" Arnd räusperte sich — „von einem notorisch schlechten Ruf der Baranius'schen Damen kann gar keine Rede sein; es ist eben — eben ein Künstlerhaus, in dem es freier zugeht, als bei redlichen Pfahlbürgern."

Schellner wiegte den Kopf hin und her. „Künstlerhaus — Du lieber Himmel, — was sich nicht alles Mäcen und Künstler nennt! Die Kitty malt, singt, dichtet, spielt Klavier — was kann sie nicht! Alles, aber nichts Tüchtiges! Ihre Mutter nennt das genial."

„Weil sie verdreht ist," entgegnete Arnd eifrig, „weil sie vollkommen verschroben ist! Die verrückte Erziehung der Alten hat auch die Kitty spleenig gemacht. Und es ist wirklich schade um sie. Ich glaube, daß kein schlechter Kern in ihr steckt. Sie kann noch die beste Frau werden, wenn sie einen vernünftigen Mann bekommt, der sie ein wenig scharf anfaßt und ihr die Schrullen vertreibt!"

„Verheirate sie doch!" sagte Sidi spöttisch, sich tiefer in ihren Sessel zurücklehnend, „Du hast ja immer Interesse für sie gehabt."

Arnd errötete leicht. „Wüßte ich einen Gatten für sie,“ erwiderte er, „so würde es mir Freude machen, an ihrem Glück mitgeholfen zu haben. Aber ich sagte Dir schon: sie hat Körbe genug ausgeteilt, weil sich bisher immer nur die dii minorum gentium eingefunden haben. Die andern scheuen sich vor der Mutter.“

„Heiratet man denn die Mutter mit?“ fragte Carlot mit leisem, etwas verlegen klingendem Lachen.

Arnd lachte herzlich zurück. „Nein, mein Junge, das nicht — aber ich will Dir etwas sagen: Der Klatsch ist ein Gift, von dem immer eine kleine Dosis zurückbleibt. Und — die andern fürchten eine Vergiftung. Das ist unrecht, doch es ist so, deshalb kommen sie nicht . . .“

Schellner fragte nach Gutfreund, den er lange nicht gesehen hatte. Damit nahm das Gespräch eine andere Wendung. Carlot hatte auch genug gehört; er war für den übrigen Teil des Abends ein schweigsamer Gast und brach früh auf. Es schneite nicht mehr. Die Nacht war sternenklar und nicht allzu kalt. Carlot machte, ehe er den Weg nach Hause einschlug, noch einen kleinen Spaziergang durch den Tiergarten. Er bedurfte dieser Erfrischung; er war in starker Erregung und ein schwerer Druck lastete auf seinem Kopfe . . .

War er nun orientiert? — Er blieb unweit einer Laterne, die ihren hellen Schein über den mit

glitzernden Eisatomen übersäten Kiesweg warf, einen Augenblick stehen. Er wollte sich sammeln. Herrgott, was überstürzten sich die Gedanken in seinem Hirn! — Er gliederte und rubrizierte die Fragen, die er sich vorlegen wollte, um allmählich zu klarem Denken zu kommen. Also, zunächst: die Angaben der Baranius über ihren Vermögensstand waren zweifellos richtig. Arnd, der die Verhältnisse kannte, hatte es bestätigt. Es ließ sich auch nicht anders erwarten. Eine Lüge wäre Thorheit gewesen; jedes Auskunftsbüreau hätte sie aufdecken können . . .

Weiter! Was hatten Arnd und Schellner über das Renommee des Hauses Baranius gesagt? Nicht mehr, als er selbst schon wußte. Das, was man über die alte Dame und ihre Tochter vorbringen konnte, war nur ein Reflex des Klatsches, den man sich in den Fensternischen ins Ohr wisperte und den gerade jenes Gesindel am eifrigsten kolportierte, das Arnd als Krethi und Plethi charakterisiert hatte, das sich an den gastfreien Tischen der Baranius gütlich that und als Dank dafür aus tückischem Hinterhalt die Ehre des Hauses befleckte. Gegen den im Dunklen schleichenden Klatsch hilft kein Panzer — wer ist sicher vor seinem vergifteten Brodem?! Und was war es denn schließlich, was man den beiden nachsagen konnte? Daß sie aus dem gesellschaftlich anders gearteten Amerika eine freiere Lebensauffassung mit nach Europa gebracht

hatten, als sie in den Kreisen der guten Gesellschaft Deutschlands im allgemeinen üblich zu sein pflegt — daß sie in ihren Salons und zu ihrem eigenen Schaden Elemente duldeten, die man sich sonst gern von der Schwelle hält. Das war alles — nichts angenehmes, aber auch nichts allzu schlimmes, wenn man überlegte, daß beide Damen Amerikanerinnen waren, die sich ganz zweifellos noch nicht den richtigen Blick für die Beurteilung unserer Gesellschaftskreise angeeignet hatten. Es war selbstverständlich, daß mit dem Augenblick, da Carlot in die Familie eintrat, dies schiefe Verhältnis sich ändern mußte. Er wollte schon dafür sorgen . . .

Schließlich — das letzte: der Ruf des verstorbenen Baranius. War es Thatsache das, was Schellner über ihn erfahren hatte, so war dies an sich allerdings fatal genug. Aber der Mann war tot und sein groteskes Wirken hatte sich auf Amerika beschränkt. Wer wußte hier etwas von ihm! Dieser und jener hatte wohl die Glocken läuten hören — und im übrigen: was war Wahrheit und was auch an diesen Geschichten Klatsch?! —

Ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, hatte Carlot es kaum bemerkt, daß er einen weiten Bogen durch den Tiergarten beschrieben hatte und nun plötzlich mitten auf dem Reitwege der breiten Straße stand, welche die Lisière des Parks nach der

Stadt zu begrenzt. Carlot ging über den Makadam auf die gegenüberliegende Trottoirseite und blieb hier abermals stehen. Er fühlte sich eigentümlich ergriffen. Er sah das kleine Gartenhaus vor sich, in dem Frau von Ostien mit ihrer Tochter wohnte. Er sah auch ein mattes gelbes Licht hinter den beiden Fenstern rechts von der Veranda — die Damen mochten noch wach sein. Aber der Weg zwischen Gartenthür und Veranda war verschneit war nicht so sauber geschippt und festgestampft wie gewöhnlich. Mit stumpfem Blick schaute Carlot über den Stacketzaun, hinter dem ein paar dunkelgrüne schlanke Lärchenbäume zwischen entlaubten Ulmen emporstiegen. Ach ja — der Weg war verschneit, der zwischen ihm und Flora lag! Verschneit und bald auch verweht — völlig verweht und nie mehr zu beschreiten! Liebe kleine Flora — mit Deinem süßen Blumengesicht und Deinen sehnsüchtigen Augen! Liebe kleine Flora — mit Deinem hoffenden Herzen und Deiner reinen und großen Seele — lebe wohl! . .

Carlot wandte sich mit brüsker Bewegung der Straße zu und ging weiter. Ein sehr elegantes Coupé rollte auf Rädern mit Gummiumspannung fast lautlos an ihm vorüber. Carlot schaute ihm nach; er warf keinen Blick zu dem einsamen Gartenhause zurück und auf den verschneiten Weg. Er griff fester um seinen Stock und schritt kräftiger aus.

„Zwei Millionen," murmelte er leise. Ein Zug von Hohn und Trotz markierte sich um seine Mundwinkel, ein ganz fremder Zug in dem weichen und vornehm liniierten Gesicht des jungen Edelmannes, der ‚seine Zeit begreifen lernte.'

IV.

„He — Sie — Kutscher — pfuh!“ ...

Gutfreund lehnte sich mit den beiden massigen Schultern weit aus dem Fenster seines Wagens heraus, damit der Mensch auf dem Bocke ihn verstehen könne. Aber dieser Mensch schien taub geworden zu sein, oder aber das Rasseln und der Lärm des Straßenlebens auf der Charlottenburger Chaussee, das Klingeln der Pferdebahn, das Dröhnen der Lastfuhrwerke, das rollende Knattern der über die Viadukte sausenden Stadtbahnzüge, all diese zusammenklingenden Geräusche verschlangen den Notschrei des Kommerzienrats. Die Leine, die den rechten Arm des Kutschers mit einem innerhalb des Coupés angebrachten kleinen Gummiballon verband, war auch schon gerissen — Gutfreund war in Verzweiflung, in die er übrigens nie bei wirklich ernsthaften Anlässen, sondern immer nur bei sehr winzigen, kaum der Rede werten Vorkommnissen geriet.

Inzwischen hatte sich aber unter dem Menschenstrom, der den Promenadenweg belebte, ein Hülfespender gefunden. Der alte Oberst von der Mock schlich mit gesenktem grauen Haupt und recht melancholisch aussehend seines Weges daher. Er hatte inneren Gram und wollte ihn in der Wintersonne auslüften. Die Friedensbestrebungen seines Haustyrannen, für die er als alter Soldat nie eine sonderliche Schwärmerei gehabt hatte, die er aber schweigend duldete, weil seine berühmte Gattin daheim an Stelle des Ölzweiges gern den Pantoffel schwang, begannen ihn zu beunruhigen, seit sein Sohn, der Student, durch ein Pistolenduell, das er mit einem Corpsbruder ausgefochten, sich in direkten Gegensatz zu dem Liebeswerk der teuren Mutter gesetzt hatte. Dieser schreckliche Sohn, der sich bisher vernünftiger Weise ziemlich passiv der Friedens-Liga gegenüber verhalten hatte, fing in letzter Zeit an, rebellisch zu werden, erklärte die ganze Liga für ‚tadellos verrückt‘, verlachte die in Duldsamkeit und himmlischer Sanftmut überschäumenden litterarischen Produktionen der Mutter und störte damit ernstlich die Ruhe des Hauses. Im tiefsten Innern konnte der Oberst ihm ja nur recht geben — aber der alte kontrakte Mann, der von Pont-à-Mousson her noch eine Kugel im linken Bein trug, liebte nun einmal über alles die Ruhe — und er hatte eine gewisse Furcht vor seiner vierschrötigen Gattin, die

zu allem Unglück auch noch das Portefeuille des Hauses verwaltete und ihn, Du lieber Gott, recht knapp hielt...

Aus seinen gramvollen Reflexionen über das gestörte Gleichgewicht in seinen vier Pfählen schreckte den guten alten Obersten plötzlich eine bekannte Stimme auf. War das nicht das kurzatmige, immer ein wenig fauchende Organ des Kommerzienrats Gutfreund? — Wahrhaftig — da lehnte er aus seinem Coupéfenster und rief nach dem Kutscher, und der Kerl wollte nicht hören! Der Oberst schwang seinen Spazierstock — „heda — Sie — halt — haaaalt!" Das verstand der Mensch endlich, der Wagen hielt, und der Kommerzienrat begrüßte den heranhumpelnden alten Herrn freundlich und schimpfte zwischendurch auf die Trommelfelle des Kutschers.

... „Tausend Dank, Herr Oberst — ich wollte nach dem Neuen See, mir mal ein bißchen die Schlittschuh laufende Jugend angucken — pfuh — aber das Subjekt auf dem Bocke muß Wachs in den Ohren haben — wie der selige Odysseus bei den Cyklopen — oder wo es gleich war ... Wie geht's, Herr Oberst? Nicht sonderlich — oh, oh! Der Junge — i, das ist doch aber ein prächtiges Kerlchen — na, so ein Duell — pfuh — was schad't's denn!? Unter uns gesagt — ich habe ja nichts gegen die idealen Bestrebungen der Liga, aber in der Praxis — in der Praxis — da ist

mir Ihr kampflustiger Student lieber! Hahaha — na adjö, Herr Oberst, meine Empfehlungen zu Hause — nach dem Neuen See, August! . . ."

Der alte Mock humpelte wieder auf den Fußweg zurück, und der Wagen des Kommerzienrats lenkte dem Neuen See zu.

Es war um die Mittagsstunde, und die Eisbahn von Menschen überfüllt. Ein hübsches Bild: der flimmernde See, dessen schön geschwungene Konturen von dem in glitzernde Pracht gekleideten Tiergarten begrenzt wurde, und dessen gewundene Ausbuchtungen tief in die Bosketts und Wiesenflächen des Parks einschnitten — die bunte, bewegliche Menschenmenge in ihren hundertfach verschmelzenden Farbentönen an ein Gemälde von Menzel oder Pradilla erinnernd — und darüber der blaue Himmel mit seinem alles überstrahlenden Sonnenglanz. Zwei Militärkapellen konzertierten. Am Ufer standen zahlreiche Neugierige — Diener in Livrée und Offiziersburschen, die darauf warteten, ihren Herren die Schlittschuhe wieder abzunehmen, und ein Kranz älterer Damen: die Korona der Mütter, die mit kleinen Schritten auf und ab trippelten, um sich gegen die Kälte zu wehren, und zuweilen forschende Blicke in das Gewühl sandten, nach ihren Küchlein auszuspähen.

Der Kommerzienrat war ausgestiegen und hatte sich mit schwerfälligen Schritten, die dampfende

Cigarre im Munde und die Hände tief in den Taschen seines Pelzes, unter die Menge gemischt. Sein Auge schweifte suchend umher. Hie und da grüßte man ihn — er war eine fast populäre Persönlichkeit — und er erwiderte jeden Gruß, ganz gleich, von welcher Seite er kam, mit derselben Liebenswürdigkeit und demselben breiten Lächeln. Plötzlich stutzte er und winkte dann mit der Hand nach dem See hinüber. Dora Vanmeer glitt auf Schlittschuhen in leichter Kurve an das Ufer und ließ sich hier von einem der Bahnwärter die Stahlsohlen abschnallen. Der weiße Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, war ziemlich dicht; man konnte aus der Entfernung kaum ihre Züge erkennen.

Sie hing die Schlittschuhe an den Riemen über ihren rechten Arm, betrat das Ufer und reichte dem ihr entgegeneilenden Kommerzienrat die Hand.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte der dicke Herr freundlich, „Sie wollten mich sprechen und Sie sehen, ich bin pünktlich gewesen. Nur der Ort des Rendez-vous' hat mich ein wenig in Verwunderung gesetzt; ich hatte gehofft, Sie würden mir irgend etwas recht Geheimnisvolles mitteilen wollen, und hier unter den Menschen, mitten im Gewühle“ —

„Lassen Sie uns ein wenig abseits gehen, Herr Kommerzienrat,“ fiel Dora ein, „und ist es Ihnen recht, so sprechen wir französisch weiter. Ich habe

absichtlich einen Ort starken öffentlichen Verkehrs gewählt, weil ich hier sicher bin, nicht heimlich beobachtet zu werden — und man spioniert in letzter Zeit viel um mich herum. Ich besuche täglich die Eisbahn und kann *zufällig* mit Ihnen zusammengetroffen sein. . . .“

Gutfreund schritt an der Seite Dora's über einen wenig belebten Fußweg in den Tiergarten hinein. Er war sehr neugierig. Er hatte am Morgen einen mit dem Vermerk ‚Diskret‘ versehenen kurzen Brief von Fräulein Vanmeer erhalten, in dem diese ihn bat, um zwölf Uhr mittags am Neuen See zu sein, da sie ihm Dinge von Wichtigkeit mitzuteilen habe. Interessiert schaute er auf die junge Dame herab, auf den dichten Knoten von goldrotem Haar, den das Pelzbarett unbedeckt ließ, und auf die graziöse Fülle ihrer Erscheinung.

„Ich bin gespannt, Fräulein Dora,“ sagte er, „recht gespannt. . . .“

Dora atmete tief auf.

„Ich wollte Sie warnen, Herr Kommerzienrat,“ entgegnete sie, seinen Blick vermeidend, das Auge auf den kleinen weißen Muff gesenkt, in den sie ihre Hände vergraben hatte. „Und ich komme als ehrlicher Warner. Mein Onkel“ — sie zögerte ein klein wenig und verbesserte sich dann: „Rothwyl steht im Begriff, mit Ihnen in Geschäftsverbindung zu treten“ —

„Ah — und das wissen Sie?“ warf Gutfreund erstaunt ein.

„Ich weiß es nicht nur — ich sollte bei diesem Handel sogar eine Art vermittlender Rolle spielen. Ich — — doch zunächst, damit Sie sehen, daß ich in der That auf das genaueste informiert bin: Rothwyl hat Ihnen angetragen, Ihre Papiermühlen im Elsaß in ein Aktien-Unternehmen zu verwandeln, dessen Verwaltung er übernehmen wollte. Alle Fäden des Apparates sollten sich in seiner Hand vereinigen, d. h., er hat die Absicht, mit größtmöglicher Vorsicht den rücksichtslosesten Raubbau zu treiben, um eine ihm drohende Krisis leichter überwinden und sich wieder auf die Füße helfen zu können. Das ist noch nicht alles. Er hofft, daß Sie sich auch mit einem größeren Kapital an den von ihm erworbenen Braunkohlengruben in der Lausitz beteiligen werden. Die Gruben sind in der That nichts wert, die Berichte darüber erlogen und erfunden; Rothwyl wollte für den Fall, daß Sie sich persönlich den Betrieb ansehen würden, einen großen Theatercoup in Scene setzen. Er wäre ihm wahrscheinlich gelungen, denn Sie haben Rothwyl immer viel Vertrauen entgegen gebracht“ —

„In der That, das habe ich,“ setzte Gutfreund kopfnickend hinzu. „Ich bin völlig verwirrt durch Ihre Mitteilungen, Fräulein Vanmeer — ich bin wie vor den Kopf geschlagen . . . Meiner Ansicht

nach ist Rothwyl, von allem Persönlichen abgesehen, ein tüchtiger Geschäftsmann, dem man trauen kann —"

„Das ist eben ein Irrtum, Herr Kommerzienrat, und um Ihnen das zu sagen und Sie vor üblen Erfahrungen zu schützen, habe ich Sie gebeten, mir diese kurze Unterredung zu gönnen. Rothwyl ist ein raffinierter, in amerikanischer Schule groß gewordener Komödiant — nichts weiter. Das Vermögen seiner Frau war bisher sein Rückhalt. Aber es soll ihm genommen werden; seine Gattin prozessiert gegen ihn, und er wird den Prozeß verlieren. Seine ungeheuerliche Verschwendungssucht hat ihm den Boden unter den Füßen untergraben. Dazu kommt, daß gestern aus mir noch nicht recht erklärlichen Gründen Frau Baranius die Hälfte ihres sehr bedeutenden, von Rothwyl verwalteten Vermögens gekündigt hat. Er steht vor dem Ruin, und ich fürchte noch übleres; ich fürchte, die Staatsanwaltschaft wird Ursache finden, gegen ihn einzuschreiten. Also Vorsicht, Herr Kommerzienrat! . ."

Sie hatte das alles sehr rasch, fast ohne Atem zu schöpfen, hervorgebracht. Kopfschüttelnd hatte Gutfreund ihr zugehört. Nun blieb er plötzlich stehen. Ein scharfer, etwas mißtrauischer Blick, der ihren Schleier zerreißen zu wollen schien, streifte sie.

„Und weshalb sagen Sie mir das alles, Fräulein Vanmeer?" fragte er.

Sie erhob rasch und erstaunt den Kopf.

„Weshalb?! — Du mein Gott, weil ich Sie warnen möchte!“

„Aus keinem anderen Grunde? — Die Wahrheit, Fräulein Dora!“

Er merkte, daß ihr Gesicht sich rötete; ein fascinierender Glanz trat in ihre Augen.

„Gut denn, die Wahrheit,“ sagte sie. „Nicht nur um Ihretwillen, Herr Rat, stehe ich vor Ihnen, sondern auch, um mich an Rothwyl zu rächen! Ich hasse und verabscheue ihn! Ich gönne es ihm, daß er untergeht! —“

Gutfreund war nicht erstaunt — er hatte das geahnt. Das Mißtrauen schwand aus seinen Zügen und machte einem Ausdruck aufrichtigen Mitleids Platz. Sinnend ruhte sein Blick auf dem Antlitz des Mädchens. Eine kleine Pause verrann, dann fragte er langsam und halblaut:

„Sie sind nicht die Nichte Rothwyl's, Fräulein Dora?“

Ein heftiges Zittern überlief sie — sie senkte die Augen, antwortete jedoch fest und bestimmt:

„Nein — ich bin es nicht — ich bin —“

Und da sie zögerte, ergänzte Gutfreund leise:

„Seine Geliebte —!“

Mit hastigem Ruck richtete Dora ihre Gestalt empor.

„Ich war es — ja, ich war es,“ entgegnete sie,

„aber ich bin es längst nicht mehr . . . Er hat mich zu seiner — Sklavin gemacht!“

Ein schluchzender Ton klang an das Ohr des Kommerzienrats. Er ergriff ihn tief. Zu dem Mitleid, das ihn erfüllte, gesellte sich eine herzliche Sympathie. Das Leid der Unglücklichen bewegte ihn.

„Armes Kind,“ sagte er, „armes Kind! Ich glaube, ich begreife Sie. Aber ich bitte Sie, weinen Sie nicht! Kommen Sie weiter — man braucht nicht auf uns aufmerksam zu werden . . . Fräulein Dora, ich habe allen Grund, Ihnen für Ihre Mitteilungen dankbar zu sein. Ich zweifle nicht an ihrer Wahrheit. Sie haben mich vor großen Verlusten beschützt und — haben auch meine Menschenkenntnis erweitern helfen. Ich werde, freilich vorsichtig um Rothwyl nicht stutzig werden zu lassen, jede Verbindung geschäftlicher und persönlicher Art mit diesem Menschen lösen. Ich will nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Und ich wünschte, auch Sie mein liebes Fräulein, könnten sich frei machen von den Ketten und Banden, die Sie an den unseligen Mann fesseln. Ich wünschte es von ganzem Herzen . . . Übrigens — eine Aufklärung sind Sie mir noch schuldig geblieben. Sie sprachen davon, Rothwyl hätte sich Sie quasi als Vermittlerin zwischen mir und ihm gedacht — — war es nicht so, und wie darf ich das verstehen?“

Dora schritt wieder neben ihm her, wieder die

Lider gesenkt und eine feine Linie des Grams oberhalb der Nasenwurzel auf der weißen, klar leuchtenden Stirn.

„Es wird mir sehr schwer, Ihnen das auseinander zu setzen, Herr Kommerzienrat,“ entgegnete sie. „Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll... Rothwyl ist eine rohe, brutal empfindende Natur... Er hatte mir befohlen, ich sollte Ihnen gegenüber — meine ganze Liebenswürdigkeit erschöpfen — sollte versuchen, in Ihnen Interesse für mich zu erwecken“ — —

Sie brachte die Worte nur scheu und stoßweise über die Lippen, und da Gutfreund dies merkte, sagte er einfallend:

„Ich verstehe schon — pfuh — ich verstehe... Wie niedrig und — nein, keine Silbe mehr über die Sache!“

Er schüttelte energisch den Kopf und schlug mit seinem spanischen Rohr auf den hartgefrorenen Kies. Ärger über seine vertrauensselige Dummheit Rothwyl gegenüber, Empörung und Grimm über dessen heimtückisches und schamloses Gebaren, und Mitgefühl mit der armen Kleinen an seiner Seite kämpften in ihm. So heftig war er lange nicht aus seinem seelischen Gleichgewicht aufgestört worden.

Die beiden schritten den Weg nach dem Neuen See zurück. Das Stimmengewirr der Menge und die schmetternden Klänge der Militärmusik tönten

wieder näher und deutlicher an ihr Ohr. Der Kommerzienrat stampfte mit seinen großen Füßen so gewaltig die Erde, daß der Schneeüberzug der Kiesschicht leise knirschte. Er hatte wieder, wie er es gern that, beide Hände mitsamt der Goldkrücke seines Stocks in die Pelztaschen versenkt, und man sah von außen, daß er die Hände geballt hielt. Der Stoff über den Taschen wölbte sich zu dicken Rundungen.

Der Rat sprach minutenlang kein Wort. Auch Dora schwieg. Sie gingen stumm neben einander, und dann und wann wandte Gutfreund mit schneller Bewegung den Kopf und ließ einen raschen Seitenblick über das Mädchen gleiten. Erst als das Seeufer mit seiner wimmelnden Menschheit wieder in Sicht kam, begann Gutfreund von neuem:

„Also — ja, Fräulein Dora — Fräulein Dora — Sie müssen sich frei machen — Sie dürfen nicht länger im Hause dieses Menschen bleiben! Es geht nicht — Sie sollen nicht zu Grunde gehen — ich will es nicht! . . . Ich kann mir ja denken, daß Sie nicht so auf einmal loskommen, daß Sie nicht bei Nacht und Nebel davonlaufen können — obschon das vielleicht das beste und rascheste wäre — aber geschehen muß etwas! Wenn ich denke, daß Sie noch länger dem Rothwyl unterthan bleiben sollen, dann — dann schwillt mir das Blut zum Hirn — und — und" — er lachte gezwungen auf — „ich

darf mich nicht ärgern — das hat mir der Schwenninger verboten" . . .

Er blieb stehen, holte umständlich ein großes, rotseidenes Taschentuch hervor und schnäuzte sich geräuschvoll.

„Hören Sie mal zu, Fräulein Dora", fuhr er fort, das Tuch mit derselben Umständlichkeit, mit der er es vorgezogen, wieder an seinen Platz steckend; „ich möchte gern, daß Sie bald in eine andere Umgebung kommen — und ich will Ihnen mit — o mit Freuden dabei behülflich sein, wenn Sie einverstanden sind. Ja —? na ja — sehen Sie, Fräulein Dora, ich bin über die Jahre hinaus, in denen man Dummheiten macht — und ich bin sozusagen, ohne daß ich mich loben will, ein guter Kerl, der keinem Menschen etwas zu Leide thut . . . Haben Sie Vertrauen zu mir — suchen Sie mich auf und schütten Sie mir Ihr Herzchen aus — und dann wollen wir einmal gemeinschaftlich überlegen, was zu thun ist, um Ihnen die Freiheit wiederzugeben . . . Versprechen Sie mir das? Hand darauf, Fräulein Dora!"

Er hatte seinen dicken, nahtgesteppten Handschuh ausgezogen und nahm die Rechte Dora's, die sie ihm ohne Widerspruch reichte, zwischen seine ungefügen Finger. Er fühlte durch das feine Wildleder, das ihre Hand umspannte, die Wärme ihrer Haut und das Klopfen ihrer Pulse. Sie hatte nicht mit

‚Ja' geantwortet, sondern nur den Kopf zustimmend geneigt. Die Brust war ihr zu voll, als daß sie hätte sprechen können. Das erste Mal in ihrem zerstörten Leben hatte sie die wohlige Wärme eines gütigen und menschenfreundlichen Herzens gespürt, und das erschütterte sie in jeder Faser ihrer Seele . . .

„Ich muß in die Stadt zurück," sagte der Rat, seinen Kutscher winkend, „— und nun noch einmal: tausend Dank, liebes Fräulein — und — ich bin für Sie immer zu sprechen — immer! . . . Mut und Kopf hoch! Es giebt noch eine Gerechtigkeit in der Welt. Gott behüte Sie!"

Er sagte dies mit leise schwankender Stimme, kletterte wuchtig in sein Coupé zurück und ließ sich in die Kissen fallen. Dora sah noch einmal, wie er ihr durch das Fenster mit seinem dicken, roten, freundlichen Gesicht zunickte — dann rollte der Wagen davon. Auch sie wandte sich zum Heimweg und schritt am Ufer zwischen Gruppen von Plaudernden hindurch der Charlottenburger Chaussee zu. Plötzlich haftete ihr Fuß wie gebannt am Boden. Ihr Blick schweifte über die den See bevölkernde Menge. Hundert Schritt vom Ufer holländerte ein junges, elegantes Paar in graziösen Kurven über das Eis — Graf Diehmen mit Kitty Baranius. Sie hatten die Arme zum Doppellauf in einander verschränkt; ihre Gesichter glänzten vor Frohsinn — Dora vermeinte, ihr helles Lachen vernehmen zu

können. Sie schritt weiter, behielt aber die beiden im Auge; die helle Pelzjacke Kitty's tauchte immer wieder in dem Gewühl auf . . . Eine bange Sehnsucht und ein erneutes Gefühl von Eifersucht, wie sie es empfunden, als sie bei dem Diner Rothwyl's den Grafen neben Kitty placieren mußte, schlich sich in ihr Herz. Er war das Ideal ihrer Träume — die stille Liebe, mit der sie einen gewissen heiligen Kultus trieb und die den Prozeß der Läuterung und die Verinnerlichung ihres Wesens vollendete. Sie war unter denen, die der Leichtsinn und der Mangel an sittlichem Empfinden auf abschüssige Wege getrieben, vielleicht nur eine vereinzelte Ausnahme; hatte die schaffende Gotteskraft so starke Keime des Guten in ihre Seele gelegt, daß sie nie völlig verkümmern konnten, oder hatte der Abscheu vor der brutalen Niedrigkeit Rothwyl's in ihr die Erkenntnis des eigenen Wertes und Unwertes geweckt — jedenfalls war sie in den Stufenjahren ihrer Entwickelung auf dem Punkte der Entscheidung angelangt. Sie war sich völlig klar darüber, daß es nur noch zweierlei für sie gab: die Umkehr zum Besseren oder den Tod. Und in bangen Nächten hatte sie sich zu dem festen Entschlusse durchgerungen, ohne Zagen den Tod zu suchen, wenn es ihr verwehrt werden sollte, sich aus dem Schlamm zu befreien, der sie umgab . . .

Sie warf noch einen letzten Blick über die schim-

mernde Eisfläche, ehe ihr diese durch die davortretenden, den Weg begrenzenden Gesträuchgruppen entrückt wurde. Diese Kitty — war sie denn besser als sie?! Was wußte sie nicht alles von ihr — was hatte ihr Kitty nicht selbst für Geständnisse zugeraunt — Dinge, die ihr die Röte in's Antlitz getrieben! Und dieses verlorene Geschöpf stand mitten in der Gesellschaft, fest und sicher auf ihrem Sockel aus Gold, dem Postulat für die Moral der modernen Zeit. Selbst einer, wie der Graf Diehmen es war, huldigte ihr — vielleicht blendete auch ihn das Gold . . . Und blitzartig schoß Dora der Gedanke durch den Kopf: lag zwischen der Thatsache, daß Frau Baranius Rothwyl den größeren Teil ihrer dort deponierten Kapitalien gekündigt hatte, und der wachsenden Intimität Diehmens und Kitty's eine verbindende Kette? —

* * *

Carlot hatte sich nicht allzu leicht in die Rolle des heimlich Verlobten hineinzufinden vermocht. Es war eine unruhige Zeit, die er durchlebte. Sein sonst so fester und gesunder Schlaf war schlecht geworden, seine Nerven hatten nicht mehr die alte Widerstandskraft. Innere Zweifel quälten ihn beständig. Er wurde das Gefühl, daß er durch seine Ehe mit Kitty in die Gefahr kommen könne, jeden gesellschaftlichen Halt zu verlieren, nicht los. Und so

horchte er denn vorsichtig nach allen Seiten, was man sich über die Baranius'schen Damen erzählte. Er hörte nur Klatsch, Andeutungen, verschleierte Mutmaßungen — und all das regte ihn um so mehr auf, als er nicht den Mut hatte, aus seiner Reserve herauszutreten, sich als Verlobter Kitty's zu bekennen und sich energisch jeden weiteren Klatsch zu verbitten. Im Gegenteil — es war ihm sehr recht, daß die Veröffentlichung der Verlobung noch weiter hinaus geschoben wurde. Frau Baranius hatte sich eine nur langsam wieder weichende Halsentzündung zugezogen, und in folge dieser Erkrankung mußte auch das geplante Fest mit lebenden Bildern noch unterbleiben. Kitty drang allerdings, von heimlicher Unruhe erfaßt, zuweilen darauf, das Versteckspiel nun endlich aufzugeben, aber Carlot wußte sie immer wieder zu beruhigen: es sollte bei der zuerst gefaßten Verabredung sein Bewenden haben. Es war ihm bei seiner ängstlichen Scheu vor dem Gerede der Leute schon unlieb, wenn er sich öffentlich an der Seite Kitty's zeigen mußte; immer ließ es sich nicht vermeiden, und in solchen Fällen — wie bei der Begegnung auf der Eisbahn des Neuen Sees — war Kitty glückselig.

Ihre Liebe zu Carlot war auch auf ihr äußeres Sichgeben nicht ohne Einfluß geblieben. Sie hatte viel von ihrer in allen möglichen Freiheiten ausartenden Koketterie aufgegeben, und als ihr Carlot

einmal offen gesagt batte, sie habe es nicht nötig, ihr hübsches Gesicht durch künstliche Verschönerungsmittel zu entstellen, hatte sie noch am selben Abend den ganzen Kram ihrer Schminken, Pasten und Retouchestifte zusammengepackt und ihrer darob nicht wenig erstaunten Zofe geschenkt.

Carlot pflegte ihr gegenüber überhaupt kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Er sprach sich unter anderem auch wiederholentlich über die Gesellschaft aus, die im Baranius'schen Hause zu verkehren pflegte, und rieth ihr ernstlich, eine ‚Säuberung' vorzunehmen — man müsse auch den Schein zu wahren suchen. Sie hörte ihm ruhig und aufmerksam zu und brachte ihm bei seinem nächsten Besuch einen Zettel, auf dem in langer Reihe die Namen derer notiert waren, die zu den Freunden und Bekannten des Hauses gehörten.

„Streiche aus, wer Dir nicht paßt," sagte sie; „er wird nicht mehr eingeladen. Ich habe mit der Mama darüber gesprochen — sie ist ganz einverstanden" . . .

Solche kleinen Züge liebender Hingebung und das absolute Fügen in seine Wünsche rührte Carlot, während die heiße Glut der Leidenschaft, die sie in ihre Zärtlichkeiten legte, ein förmliches Fieber in ihm entzündete. Dieser beständige Wechsel zwischen sanfter Mädchenhaftigkeit, die in der Erfüllung auch der kleinsten Wünsche des Ge-

liebten ein Glück sieht, und dem lodernden Feuer ihrer Liebkosungen brachte seine Nerven in Aufruhr und verursachte ihm innere Qualen, die er durch alle möglichen Scheingründe für die Erklärung der Rätselnatur Kitty's vergeblich zu betäuben versuchte.

In den letzten Tagen hatte sich indessen noch ein weiteres Geschehnis ereignet, das ihn von dem rückhaltlosen Vertrauen Kitty's überzeugen mußte. Ganz zufällig war gelegentlich das Gespräch auf den Banquier Rothwyl gekommen, und Carlot hatte die Äußerung fallen lassen, daß ihm dieser Mann unsympathisch sei und daß er auch geschäftlich recht wenig Zutrauen zu ihm habe. Am folgenden Tage kam Kitty ihrem Bräutigam mit leicht verlegener Miene entgegen.

„Ich habe Dir ein Geständnis zu machen, Carlot," sagte sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend; „Du sprachst Dich gestern gegen Rothwyl aus, und da er unser Vermögen verwaltet, so habe ich Mama gebeten, wenigstens das mir als Mitgift Zugedachte von ihm zurückzuziehen. Sage mir, wo und wie es angelegt werden soll ... Und dann noch eins, Liebster. Ich muß noch etwas sagen — sei mir nicht böse darüber — es ist ein so unangenehmes Thema. Ich habe jetzt erst von Mama erfahren, daß sie Dir gegenüber den Wunsch ausgesprochen hat, das Geld, das ich mit in die Ehe bringe, solle mir als Eigentum zugeschrieben werden.

Ich habe Mama erklärt, daß ich das nie und nimmer zugeben würde. Ich habe von dem Augenblick ab, da ich Deine Gattin bin, kein besonderes Eigentum mehr. Was mein ist, ist auch Dein. Also nicht nur Seelengemeinschaft, Du Lieber und Einziger, sondern auch Gemeinschaft in Bezug auf unsre irdischen Güter! Und — halt — kein Wort mehr darüber — es bleibt so!"

Sie schloß ihm den Mund mit ihren Lippen.

Das Geschehene gab Carlot Anlaß zu neuen Erwägungen. Wenn er Mitbesitzer der von Kitty in die Ehe gebrachten Million war, konnte er Diehmenshof sogleich und ohne weiteres entlasten. Und daran lag ihm viel.

Obwohl Kitty ihn in ihrer verliebten Selbstsucht sehr in Anspruch nahm und böse war, wenn er einmal einen Tag nicht zu ihr kam, arbeitete er an dem begonnenen Bilde doch fleißig weiter. Es näherte sich seiner Vollendung, und Carlot war zufrieden damit. Eines Tages begegnete er Bolte auf der Straße und bat ihn, sich das Gemälde einmal anzusehen. Der Professor kam sogleich mit und schlug die Hände vor freudigem Staunen zusammen, als er das Bild sah.

„Ist das Ihr Werk, mein lieber Graf," rief er, „wahrlich Ihre Arbeit?! Ja, bin ich denn mit Blindheit geschlagen gewesen, daß ich eine so fabelhafte Begabung nicht gleich heraus erkannt habe?

— Daß Sie etwas leisten können, war mir nach Ihren ersten Skizzen und Studien klar geworden, aber daß Sie — — oh, wie famos sind die Bauerngestalten charakterisiert — und die Beleuchtung, die Lichtreflexe, der rötliche Schein, der das Dunkel durchzittert — der gelbere Glanz der großen Altarkerzen — — hören Sie, Graf Diehmen, ich mache Ihnen mein Kompliment — mein Kompliment! . . Sie haben viel und tüchtiges gelernt — etwas, und ich bin sehr stolz darauf, auch von mir. Die Farben sind Boltesch. Eine feinere Lasur hie und da wäre mir noch lieber gewesen, aber ich weiß, das ist antimodern. Gleichgültig — ich bin zufrieden. Die ganze Auffassung ist von großem Wurf, die Ausführung tadellos. Ich prophezeie Ihnen eine Medaille . . ."

Carlot strahlte. Das kritische Urteil Bolte's wurde allerseits höher geschätzt als seine Produktion. Auch Halm nahm ein lebhaftes Interesse an dem Fortschreiten des Bildes, und auch er war zufrieden.

„Der Bauer rechts auf der ersten Bank — mit der Warze auf der Nase — ist Tenier'sch! Sie, das ist ein kostbarer Kerl! Ich kenn' ihn wieder, es ist der dicke Schmasow, der neben dem Kantor wohnt — und das hübsche blasse Mädel mit den Madonnenaugen, das nach der Herrschaftsloge heraufschielt, ist die Tochter der Lehnschulzin! . . Herr Du

mein Je, und da oben sitzt ja auch mein Fröschlein, und — was — der Strohkopf dahinter, mit dem Gesangbuch in der großen Faust, soll ich wohl sein? Aber, Diehmen, so gewaltige Pfoten habe ich doch nicht! So ein Mensch gehört ja gar nicht in die Herrschaftsloge! Es kann freilich auch ein Inspektor sein. Die haben gewöhnlich große Hände ... Aber im ganzen — alle Achtung! Sie sind ein größerer Künstler, als ich geglaubt habe! Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine tiefe Verbeugung mache."

Und der Dichter verneigte sich, daß seine langen Arme den Boden berührten. Er schwelgte in diesen Tagen wieder in eitel Wonnegefühlen. Die Proben zu seinen ‚Kindern der Sonne' hatten begonnen, und da waren denn der Amtsrat Bernitz mit seinem Nichtchen nach Berlin herübergekommen. Nicht allein den ‚Kindern der Sonne' zu Liebe; der Amtsrat hatte vielmehr die Absicht, wegen seiner gichtischen Beine einmal eine Spezialität zu konsultieren. Er wohnte als konservativer Mann mit Edith in dem ‚christlichen Hospiz' in der Mohrenstraße. Halm stürmte das Hospiz selbstverständlich Tag um Tag, war aber entrüstet darüber, daß der Amtsrat ihn niemals mit dem Fröschlein allein lassen wollte. Das hielt Bernitz nicht für schicklich. Immer mußte er dabei sein, Vorste das genierte wieder die beiden beim Küssen. Das Küssen aber hielten sie für die

Hauptsache in der Verlobungszeit. Edith machte schon ein spitzes Mäulchen, wenn sie Halm vom Fenster aus über den Hof kommen sah; Bernitz wohnte nämlich aus angeborener Sparsamkeit immer nach dem Hofe hinaus. Wenn Halm in das Zimmer trat und den Alten begrüßt hatte, setzte sich der Amtsrat in irgend einen Winkel, nahm eine Zeitung zur Hand und drehte den jungen Herrschaften den Rücken, um sie nicht gar zu sehr zu stören; nur wenn sie allzu geräuschvoll wurden, brummte er halblaut vor sich hin, und dann bekam das Fröschlein jedesmal einen argen Schreck, als wäre es bei etwas Unrechtem ertappt worden.

Natürlicher Weise wollte Edith Berlin sehen, und Halm mußte den Fremdenführer spielen. Aber der Amtsrat ermüdete bald; Berlin interessierte ihn auch wenig — er hatte den Viehhof und die Central-Markthalle besucht, und mehr verlangte sein genügsamer Sinn nicht. Anders Edith. Sie war von einem gewaltigen Wissensdurst erfi[illegible] und wollte überall hin. Die National-Gallerie enthusiasmierte sie geradeso wie Castan's Panop[illegible] und das Königliche Palais Unter den Linden in gleicher Weise wie das Panorama von Mars-la-Tour. Sie war auch nicht müde zu bekommen und sprach sich energisch gegen jede Droschken[illegible]aus; sie wollte immer laufen — das Straß[illegible]ckte sie. Und das hielt der Amtsrat m[illegible]chtischen Beinen

nicht aus; er strikte. Wenn die beiden loszogen, begleitete er sie erst ein Stückchen und sagte dann plötzlich mit lächelnder Unbefangenheit: „Kinder ich muß 'was frühstücken! Ich werde ein bißchen zu Habel 'reingehen; seht Euch nur alles an, was Ihr Euch angucken wollt und holt mich nachher wieder ab“ . . . Das thaten die beiden denn auch, und wenn sie nach einer stundenlangen Odyssee zu Habel zurückkehrten, fanden sie den Alten gewöhnlich vor einigen geleerten Moselweinflaschen mit vergnüglich blinkenden Äuglein sitzen. Das Fröschlein hielt ihm sodann regelmäßig eine kleine Strafpredigt, aber Bernitz ließ sich das nicht gefallen: Der Arzt habe ihm befohlen, nur noch leichten Moselwein zu trinken, und was der Arzt befehle, thue er auch; deshalb sei er nach Berlin gekommen.

Das Theater hatte der Amtsrat seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht; er wollte zu Deichmann, und als Halm ihm erklärte, Deichmann's Theater existiere längst nicht mehr, fragte er, ob nicht irgendwo der ‚Glöckner von Notre-Dame‘ gegeben werde. Den hatte er früher einmal gesehen und er hatte ihm gut gefallen. Leider war der ‚Glöckner‘ nicht auf dem Repertoir, und Halm führte die Provinziale deshalb in das Deutsche Theater — in den ‚Faust‘ ersten Teil. Das Fröschlein weinte während der Vorstellung, und der Amtsrat schüttelte häufig den Kopf, und wenn Mephisto auftrat,

machte Bernitz ein ärgerliches Gesicht und brummte etwas vor sich hin, was sich ungefähr anhörte wie ‚So ein Kerl, so 'n verdammtiger!‘ . .

Auch zu einer der Proben der ‚Kinder der Sonne‘ nahm Halm seine Braut und den alten Grimmbart mit. Das war ein Ereignis! Edith graulte sich in dem dunklen Zuschauerraum und schmiegte sich ganz dicht an ihren Herzensschatz an. Elimar Teubner kam in das Parkett, begrüßte seinen Autor und ließ sich dem Fräulein Braut vorstellen. Edith wurde ganz rot; sie hatte noch nie einen berühmten Mann leibhaftig vor sich gesehen. Und dann begann die Probe. Die Schauspieler und Schauspielerinnen, denen die Hauptrollen zuerteilt worden, waren in Straßentoilette geblieben, aber der Chor und die Figuranten hatten bereits Kostüme angelegt. Und was für Kostüme! Es kam eine ganze Kohorte von Feen, Nixen, Kobolden, Sonnen- und Luftgeistern in dem Stück vor, und Teubner hatte sich die Ausstattung (für Ausstattung schwärmte er überhaupt) in der That etwas kosten lassen. Die Kostüme waren glänzend — das Fröschlein aber fand sie sehr unanständig. Der Amtsrat schmunzelte vielfach.

Nach der Probe, mit deren Verlauf Halm übrigens sehr zufrieden war, lud Bernitz die beiden zum Mittagessen ein. Man ging zu Dressel; wenn es sich um das materielle Wohl handelte, pflegte der Alte nicht sparsam zu sein. Der Amtsrat ließ

zuerst Austern und Chablis vorfahren. Das war etwas neues für Edith. Halm machte ihr eine Auster zurecht; Edith schaute sie anfangs mißtrauisch an, schlürfte sie dann hinunter und wunderte sich, daß sie so schnell den Weg in den Magen gefunden hatte. Die Kleine wunderte sich, seit sie in Berlin war, beständig. Sie machte immer große Augen und sah immer brennend neugierig aus. Das schöne Restaurant mit seinen vergoldeten Stukkaturen, den dicken Teppichen und den mit blendender Eleganz gedeckten Tischen erregte ihre ganze Bewunderung. Vor den vornehmen Kellnern, die wie Legationssekretäre aussahen und jeden Befehl mit wohlwollendem Lächeln entgegennahmen, hatte sie eine gewisse Scheu, und als der Wirt des Lokals durch die Zimmer ging und wie jeden Gast auch die Gruppe der drei mit einem tiefem Komplimente begrüßte, wurde sie ordentlich verlegen. Im übrigen aber speiste sie mit größtem Appetit. So fein hatte sie noch nie gegessen. Die meisten Schüsseln waren so kompliziert angerichtet und mit allen möglichen Delikatessen garniert, daß sie immer erst auf dem Menu studieren mußte, was es eigentlich sei. Und dann war sie jedesmal sehr erstaunt. Zu Hause sah ein Hammelrücken ganz anders aus als hier — bei den Artischocken war sie unschlüssig, was sie von diesem Grünzeug essen sollte — und der Fasan erschreckte sie; er lag mit Kopf und buntem Federstutz

auf der silbernen Platte, als ob er davonfliegen wollte.

Halm amüsierte sich königlich über sein Fröschlein. Er neckte sie und ließ sich wieder necken. Beim Braten bestellte der Amtsrat, dessen Gebelaune mit dem fortschreitenden Menu wuchs, Champagner. Edith jubelte leise auf; Champagner trank sie für ihr Leben gern. Ihr Mut wuchs. Da sie am Fenster saß, so zog sie den grünseidenen Vorhang, der vor den Spiegelscheiben hing, etwas zur Seite, um auf die Straße sehen zu können. Das gab ihr neue Anregung; sie plauderte ununterbrochen.

„Sieh' 'mal, Fritz, den schönen Offizier! Was ist das für einer? Ein Husar? — Ach so, ein Kürassier! Hat der aber einen langen Säbel! Und die Dame da drüben! Wie sie ihn anguckt! Pfui, wie kann man einen Herrn nur so angucken! Kommt der Kaiser nicht bald? Ich möchte so gern mal den Kaiser sehen! Herrjeses, ein Mohr! Sieh' doch nur den Mohren an, Fritz! Ob's dem nicht recht kalt ist! Ist das da ein Gigerl, Fritz? Fritz, ein Gigerl mußt Du mir noch zeigen! Ich weiß gar nicht, der Champagner kribbelt so in der Nase! Wahrhaftig, jetzt muß ich niesen — hat — hatschi! Danke schön, Fritz! Ist es wahr, daß es nicht mehr fein ist, ‚Wohlsein' zu sagen, wenn man geniest hat? Du sagst es doch aber! Onkel Bernitz sagt auch immer Prosit. Onkel Bernitz, wollen nicht mal in die Oper gehen? Ich

möchte mal den ‚Tannhäuser‘ hören — oder nein, lieber die Cawall — die Crawall — na, nun krieg' ich's gar nicht heraus — die neue Oper von Mas — von Mascigna oder wie er heißt — Fritz, ich habe schon eine ganz schwere Zunge — ich werde nichts mehr trinken, sonst bekomm' ich 'nen Schwips“ ...

Und so ging es weiter, bis sich der Amtsrat schließlich den Kopf kratzte und den Kellner herbeirief, um sich die Rechnung geben zu lassen. Edith schielte neugierig in die Rechnung hinein, machte ein ängstliches Gesichtchen und sagte nachher auf der Straße zu Halm:

„Das kostet aber viel Geld, Fritzchen — da werden wir nicht oft essen können, wenn wir erst verheiratet sind!“

Halm lachte und wollte ihr einen Kuß geben, besann sich jedoch, daß er auf der Straße war und drückte nur ihren Arm zärtlich gegen den seinen.

V.

Acht Tage später fand die Première der ‚Kinder der Sonne‘ im Kronprinzen-Theater statt.

Elimar Teubner, der nicht nur ein gewandter Komödiant, sondern auch ein erfahrener Direktor war, hatte absichtlich wenig Reklame für seine Neuheit geschlagen. Das Stück war als ‚dramatisches Märchen in vier Aufzügen, mit musikalischer Begleitung von Felix Remscheid‘ (dem Kapellmeister der Kronprinzen-Bühne) angekündigt worden, und nur eine einzige Zeitung hatte darauf hingewiesen, daß der Verfasser sich bereits auf dem Gebiete des Romans einen geachteten Namen erworben habe, daß man also neugierig sein könne, ihn auch als Dramatiker kennen zu lernen. Ein anderes Blatt, das mit scharfer Waffe für den modernen Naturalismus Bahn brach, konnte freilich auch die bissige Bemerkung nicht unterdrücken: man werde ja sehen, wohin die Herren Halm und Teubner das Publi-

kum bei ihrem Ritt ‚in das alte romantische Land‘ führen würden.

Im allgemeinen war das Interesse des Publikums für das neue Stück ein ziemlich geringes. Ein unbekannter Autor und eine Märchendichtung, wohl möglich in Jamben — das erwärmte die Neugier nicht. Trotzdem war das große und schöne Theater, wie immer bei den Premièren, bis auf den letzten Platz gefüllt. Unter den Glasbirnen des Kronleuchters flammten die elektrischen Lichter — der weite Raum war in Glanz gebadet. Das erste Glockenzeichen war noch nicht gegeben worden; die Parkettsitze klapperten, die Logenthüren öffneten und schlossen sich mit leisem dumpfen Geräusch — man stand noch auf seinen Plätzen und plauderte rechts und links mit den Nachbarn.

In den ersten Fauteuilreihen des Parketts fanden sich die Kritiker zusammen und tauschten ihre Meinungen über den Erfolg des Abends aus. Einer war darunter, der rümpfte nur seine große Nase und sagte wegwerfend: „Ein Märlein — schon faul!“ Ein anderer meinte wohlwollend, der ‚König Pfau‘ Halm’s sei immerhin eine respektable Leistung gewesen, und ein dritter fügte hinzu, die Sache müsse jedenfalls ihren Haken haben, da der Reklamekönig Teubner in diesem Falle jede Reklame verschmäht habe. Im großen Ganzen war man ziemlich einig darüber, daß die ‚Kinder der Sonne‘ schwerlich

ein Repertoirestück werden würden. Nein, nein! Die Zeit ist nicht angethan für romantische Märchen! Die Zeit verlangt ein Abbild der Wirklichkeit! Ibsen, Strindberg und Hauptmann haben den Blick des Publikums geschärft und den Geschmack geläutert. Schon das Personenverzeichnis! Diese phantastischen Namen — was gehen uns denn König Astryx von Samarkand, was die Fee Morgiam mit ihrem Töchterlein Nurdschihana an? Was der Sonnengott und der böse Geist Alhabal, und wo liegt das Reich Bisnagar, in dem die Fürstin Nushatulawadat regiert?! . . . Man zuckte mit den Achseln, man lächelte und freute sich. Es konnte vielleicht doch ein Reinfall werden . . .

In der ersten Orchesterloge rechts saß eine ganze Gesellschaft von Bekannten zusammen. Vorn die beiden Baranius'schen Damen und Comtesse Hertha Diehmen, die am Vormittage gekommen war, um sich die Première anzusehen, ferner das Fröschlein und der Onkel Amtsrat. Tiefer in die Loge hinein hatte sich Carlot gesetzt; er sprach im Augenblick mit Berkow und Sidi, die mit Schellner ein paar Plätze im ersten Rang gefunden und nur in aller Eile Hertha begrüßt hatten. Das Fröschlein war in fürchterlicher Aufregung, knabberte ein Praliné nach dem anderen auf, schaute zuweilen durch das Opernglas, wurde bald blaß, bald rot und tuschelte alle Augenblick dem Onkel Bernitz

ins Ohr: „Ach, Onkel, ich habe solche Angst!“ Worauf der Amtsrat jedesmal zurückflüsterte: „Na nu laß doch man!“ —

Auch Carlot war unruhig. Er hatte Hertha absichtlich zwischen Frau Baranius und Kitty gesetzt; er wollte, daß sie die Damen kennen lernte und war ein wenig in Sorge, ob sie ihr auch gefallen würden. Berkow hatte dies Placement nicht ohne Erstaunen gemerkt, und zum zweiten Mal stieg die böse Ahnung in ihm auf, daß sich zwischen Kitty und Carlot vielleicht ein ernsthafteres Verhältnis anbahnen könne. Und das war unmöglich — dem mußte vorgebeugt werden. Es war nur die Frage, wie man Diehmen am besten und zweckentsprechendsten reinen Wein einschenkte . . .

Ein feines Glockensignal schwirrte durch das Theater. Berkow nahm den Arm Sidi's und verließ die Loge. Im Couloir schnaufte ihm Gutfreund entgegen, der neben einem bekannten Börsianer und nie fehlenden Premièrenbesucher ging.

„Hab die Ehre,“ pustete der Kommerzienrat, „— gnädigste Frau — mein lieber Herr Baumeister, nur ein Wort, wenn ich bitten darf . . . Gott, ist das heiß! . . . Ist es denn wahr, Herr Baumeister, daß Sie auf einige Wochen verreisen wollen —?“

„Wollen — nein! Aber ich muß. Der Herzog von Rattyn hat mir so lange zugesetzt, sein Stamm=

schloß bei Merseburg im Stile der Erbauungszeit zu restaurieren, bis ich ja gesagt habe. Schließlich interessiert mich die Sache auch" —

„So — — und mein Haus?"

Arnd lachte. „Haben Sie keine Sorge, Herr Kommerzienrat! Wenn die ersten Knospen springen, können Sie einziehen. Ich bleibe vorläufig auch nur zwei oder drei Wochen in Rattyn, mir das Ding anzusehen und einen ersten Entwurf zu schmieden . . . Au revoir — es klingelt zum zweiten Mal!" . . .

Halm saß auf einem durchlöcherten Rohrstuhl hinter der ersten Kulisse, den Rücken gegen die graue, auf hölzerne Querleisten genagelte Leinwand gelehnt. Es herrschte hier eine so erstickende Hitze, daß dem jungen Mann, der seinen Hut vor sich auf den Knieen hielt, die dicken Schweißtropfen über die Stirn perlten.

Eine seltsame Welt that sich rings um ihn auf. Hinter jeder Kulisse stieg ein schmales Gerüst auf, an dem elektrische Flämmchen glühten; von seinem Platze aus sah Halm viele hunderte solcher, großen Leuchtkäfern gleichende Flämmchen, die den ganzen Bühnenraum in weißlichen Glanz tauchten. Im ersten Aufzug stellte die Scene eine ideale Landschaft dar, aber so schön die tiefgehende, im Hintergrund sanft ansteigende Dekoration auch von der Zuschauerseite aus erscheinen mochte — hier hinten

zerfloß jede Illusion. Die riesigen Praktikabeln, die Rosen- und Jasminbüsche veranschaulichen sollten, waren dick mit Farbe beklext, die Lianen und buntschillernden Schlingblumen, die sich hoch oben von Kulisse zu Kulisse zogen, waren an feinem Drahtgeflecht befestigt oder wiegten sich an Stricken hin und her, die von Arbeitern auf dem Schnürboden bewegt wurden, und die saftig grüne, mit zarten Blütenknospen untermischte Moossandale, die den Boden bedeckte, bestand aus einem linoleumartigen Stoffe. Unterhalb der kleinen Ballons, in denen die elektrischen Lichter flimmerten, hingen verschieden farbige Glasplatten, die durch eine Handdrehung des an dem Beleuchtungsapparate beschäftigen Mannes emporgezogen werden und die Dekoration je nach Bedarf aus hellem Sonnenschein in sanftes gelbes Mondlicht oder in die violetten Töne des Abendgolds tauchen konnte. Zu Häupten Halm's saß, wie ein Matrose im Mastkorb, der Vorhangzieher auf einem Stuhl, welcher in gefährlicher Höhe auf einem eisernen Gerüst angebracht war, und wartete auf das letzte Zeichen des Regisseur's, der, in schwarzem Ueberrock und hellen Beinkleidern, ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts inmitten einer bunten Phantasiewelt, noch auf der Bühne umherraste, um den Statistinnen Stellung zu geben, die in der ersten Scene zu thun hatten. . . .

Halm verhielt sich schweigend und ruhig. Sein Kulissenfieber war vorüber, sein Herz klopfte nicht schneller als sonst. Eine tolle Gesellschaft huschte an ihm vorbei: Weiber in silbern leuchtenden flatternden Gewändern, mit bloßen Armen und Schultern, halb in Trikot gehüllt, die Haare aufgelöst — Kinder mit Engelsfittichen und bemalten Gesichtern, und Männer in langen weißen Bärten und wallenden Locken, mit Turbanen und persischen Pumphosen — das ganze Volk von Samarkand und Bisnagar, aus dem Feenreiche und dem Staate der bösen Geister. Wie ein Fels im Meere stand in diesem tollen Strudel ein einsamer Feuerwehrmann, aber auch er mußte auf ein halblautes „Aufgepaßt!“ hin schleunigst zur Seite springen, denn vier Arbeiter rollten den Wagen des Sonnengotts hinter die Kulissen.

Und nun erschien er selbst, der Sonnengott — Herr Elimar Teubner in der ganzen Fülle seiner männlichen Schönheit, strahlend wie Phöbus Apoll und umflossen von weichen, durchsichtigen Gewändern. Er schaute über Halm hinweg auf die Bühne und winkte dem Regisseur. Der aber hörte nicht, denn er vertrieb gerade ein paar neugierige Figurantinnen von dem Loch im Vorhang. Da wurde der Sonnengott zornig. „Zum Donnerwetter, Knetschke, kommen Sie doch endlich mal her!“ rief er — und Knetschke stürmte aufgeregt herbei, rannte beinahe

eine große Agave um und stieß sich den rechten Ellnbogen an einem sehr harten Rosenbusch wund. „Was läuft denn hier noch alles herum!“ fuhr der Sonnengott ärgerlich fort, „räumen Sie die Scene und dann angefangen!“ Knetschke raste wieder davon, daß seine Rockschöße flogen, und Teubner wandte sich an Halm, den er nun endlich entdeckt hatte.

„Keine Angst, junger Freund,“ sagte er milde, mit der weiß geschminkten Hand dessen Schulter berührend, „es wird schon gehen — es wird schon gehen . . .“

Nun war es so weit. Ein letztes Läutsignal, dann rollte der Vorhang auf . . . Halm verstand wenig von seinem Platze aus. Die Worte der Schauspieler klangen nur abgerissen und wie aus großer Entfernung an sein Ohr. Er sah die Leute agieren, vernahm sie aber nicht. Vom Publikum entdeckte er nichts weiter als den schmalen Kreisausschnitt des Zuschauerraums den er von seinem Kulissenwinkel aus erschauen konnte — einen dunklen Fleck, in dem sich hundert schwarze Pünktchen hin und her bewegten . . . Die einleitenden Scenen spielten sich rasch ab. Es schien ganz still im Publikum zu sein. Das beängstigte Halm. Er holte tief Atem — die Hitze war unerträglich . . . Teubner trat ab, stelle sich neben ihn und flüsterte ihm zu: „Es geht, lieber Freund — es wird schon gehen“ . . .

Nach den ersten Scenen kam Stimmung unter die Zuschauer. Die Kritiker sahen sich an; hie und da nickte einer. Dann und wann, bei einer scherzhaften Verswendung oder einem heiteren Intermezzo, ging ein behagliches Lachen durch das Haus. Nach der großen Scene zwischen dem König Astryx und der Beherrscherin von Bisnagar, in der Mitte des Aufzugs, erscholl lebhafter Beifall. Das war ja einmal etwas anderes, als der übliche Bühnen-Pessimismus, als die Salonstücke der Franzosen und der Possenwirrwarr des modernen Lustspiels! Das war ja Poesie — jawohl, echteste Poesie, lachende und weinende — ‚Realistik in Versen‘!

Der Kritiker mit der großen Nase hatte dies Schlagwort in die Welt gesetzt. Er war stolz darauf, einmal nicht absprechend urteilen zu können. Der junge Mann, der Halm, konnte etwas — man mußte ihn unterstützen. Und der Kritiker mit der großen Nase klatschte wie ein Wütender. Er übertrieb gern.

Von nun ab folgte eine Beifallssalve der andern. Das Publikum geriet in Erregung. Ein Hauch warmen, aus vollem Dichterherzen quellenden Frohsinns schien von der Bühne aus das ganze Haus zu durchströmen. Man begann jetzt schon zu merken, wo der Autor hinauswollte, man spürte bereits etwas von der innerlichen Tendenz des Märchens, von dem Glück stiller Heiterkeit, das der Sonnen-

gott denen seiner Kinder verleiht, die ihres Herzens Ideale nicht auf den Altären schnöder Selbstsucht opfern, die Alhabal, der Geist der Vernichtung und der Feind der lachenden Sonne, errichtet hat . . . Als der Vorhang zum ersten Mal fiel, war der Erfolg des Dramas bereits gesichert. In den donnernden Applaus mischten sich, zuerst vereinzelt, dann vielstimmig, Rufe nach dem Verfasser . . . Elimar Teubner, in diesem Augenblick völlig Sonnengott, zog Halm vom Stuhle empor vor die Rampe. Graziös lächelnd wies Teubner mit der Hand auf den Dichter, der sich recht ungeschickt verbeugte . . .

In der ersten Orchesterloge rechts war selbstverständlich auch kräftig geklatscht worden. Nur das Fröschlein saß ganz still auf seinem Stuhle. Es sagte nichts und spendete auch keinen Beifall; es lachte nicht einmal, wenn die anderen lachten. Es weinte. Dicke Thränen perlten Edith über die gesunden roten Bäckchen. Von Zeit zu Zeit wischte sie sie mit dem Taschentuche, dann und wann wohl auch einmal mit dem Handrücken ab, aber sie kamen immer wieder. Onkel Bernitz merkte es bald, und die weinende Nichte genierte ihn. Er stieß sie mit dem Ellnbogen an und sagte: „Dithe, nu laß' doch man!“ Jedoch es nützte nicht viel.

Zwischen dem ersten und zweiten Akt lag nur eine kurze Zwischenpause. Der Vorhang hob sich bald wieder und die Darstellung begann von neuem.

Die Fabel des Stückes spann sich von nun ab dramatischer aus, das Lyrische beschränkte sich mehr auf Episoden. Die Teilnahme des Publikums wuchs von Scene zu Scene. Halm hatte sich auch vor aktuellen Anspielungen auf allerlei moderne Thorheiten, auf die Auslandsmanie, die Nietzsche-Vergötterung, die Übertreibungen des Naturalismus, die religiöse Unduldsamkeit, das Mammonsknechttum u. a. m. nicht gescheut — und es war wunderlich genug, daß dasselbe Publikum, das viele dieser Thorheiten mit hatte großziehen helfen, den kernigen Geißelhieben des Dichters rauschenden Beifall spendete. Allerdings kam hinzu, daß Halm auch bei diesen satirischen Ausfällen immer im quellenden Flusse der Poesie blieb, die das ganze Drama durchströmte.

Nach Schluß des zweiten Aufzugs mußte ihn Teubner drei Mal auf die Bühne holen. Nun hatte Halm seine Gemütsruhe völlig verloren — er war in fieberhafter Aufregung. Als er sich das letzte Mal vor dem Publikum verneigte, hatte er einen Seitenblick auf die Orchesterloge rechts geworfen, und er hatte Edith erkannt. Jetzt hielt ihn weder Teubner, noch der brave Knetschke, noch die Fürstin von Bisnagar, noch das Sonnengesindel, noch alle die anderen, die ihm gratulieren wollten, hinter der Scene zurück. Er stürzte davon, eine dunkle Treppe hinab, an den halb offenen Thüren ver-

schiedener Garderoben vorbei, aus dem ein Dunst von Schminke, Parfüm und Seifenwasser drang, einen langen, die Brandmauer umfassenden, dürftig erleuchteten Gang entlang und dann durch eine kleine Seitenpforte in die rechtsseitige Wandelhalle des Theaters.

Die Menschen, die nach dem Foyer und dem Restaurant wollten, drängten sich ihm entgegen, aber er schaffte sich Platz. Vor der Thür der Orchesterloge stutzte er einen Augenblick. Da standen drei Kritiker und unterhielten sich über sein Drama. Er lauschte — er wußte, daß man ihn nicht kannte.

„Viel Gutes, viel Schönes, viel Originelles", sagte der Mann mit der großen Nase; „lobenswert also."

„Vor allem modern", fiel ein zweiter ein, „durchaus von modernem Geiste getragen! Eine neue Kunstgattung: das Märchen unserer Zeit" ...

Jetzt öffnete Halm die Logenthür. Ein lustiges Lächeln glitt über sein Gesicht. Er war also auch ein Moderner — das hatte er gar nicht gewußt.

In der Loge empfing man ihn mit lebhaften Glückwünschen. Von allen Seiten streckten sich ihm Hände entgegen. Aber er sah nur das Gesicht seines Fröschleins, drängte sich zu der Kleinen durch und — es war ihm alles gleich — herzte sie angesichts eines zahlreichen Publikums gehörig ab.

Dann wischte auch er sich die Augen und sagte aufatmend: „So — nun bin ich zufrieden“.

Die Loge füllte sich. Berkows kamen mit Schellner und nach ihnen auch der dicke Gutfreund. Jeder wollte dem glücklichen Autor ein herzliches Wort sagen. Man rief durcheinander und überhäufte ihn mit Schmeicheleien. Er horchte bald hierhin, bald dahin und warf dazwischen dem Fröschlein verliebte Blicke zu . . . Kitty hatte sich nach der Thür gewandt, neben der Berkow stand.

„Ich muß ein Glas Selters trinken“, sagte sie, sich mit ihrem Fächer Kühlung zuwedelnd; „ich verdurste — die Hitze ist schrecklich“ . . .

„Darf ich Sie geleiten?“ fragte Arnd.

Sie nickte — etwas erstaunt. Die Courtoisie des Herrn Baumeisters ihr gegenüber hatte in letzter Zeit stark nachgelassen.

Die beiden betraten den Logengang. Sie schritten nebeneinander.

„Hören Sie, Fräulein Kitty,“ begann Arnd leise, zu ihr hinabgeneigt, „ich möchte Ihnen etwas sagen —“

„Nun —?“ Sie zuckte kaum merklich zusammen.

„Beherrschung, wenn ich bitten darf! Es sind hunderte um uns . . . Mir scheint, als zappele der kleine Diehmen in Ihrem Netze — mir scheint es so. Irre ich mich, um so besser — aber ist es

wahr, so lassen Sie ihn wieder frei. Er ist — nichts für Sie . . .“

Ihr Gesicht, eben noch von heller Röte übergossen, nahm eine fast grünliche Tönung an. Ihre Hände umklammerten so fest den Fächer, daß eines der dünnen Schildpattstäbchen zerbrach.

Sie antwortete nicht. Arnd führte sie an das Büffet, wo sie ein Glas Selterwasser mit durstigem Zuge leerte. Dann lächelte sie böse.

„So,“ sagte sie. „Also — was wollen Sie? Aber wählen Sie Ihre Worte! Graf Diehmen ist mein Verlobter.“

Sie sprach das nicht in der Erregung, sondern mit ruhigem Vorbedacht aus. Nur dadurch, daß sie Arnd Kenntnis von der Thatsache ihrer Verlobung gab, konnte sie sich vor seinen Gegenminen schützen.

Er stierte sie voll maßlosestem Erstaunen an.

„Sind Sie“ — er hatte ein beleidigendes Wort auf der Lippe, sprach es aber nicht aus, sondern zog Kitty in eine Fensternische des Restaurants, wo er ungestörter und unbeobachteter mit ihr verhandeln konnte.

„Seien wir vernünftig, Fräulein Kitty,“ sagte er, „und lassen Sie uns in Ruhe miteinander sprechen. Sie wissen, daß ich ein Verwandter Diehmen's bin, und ich will nicht, daß er einen dummen Streich macht —“

„Ich auch nicht,“ fiel sie ein, die Lippen zu neuem höhnischen Lächeln schürzend; „oh — ich erst gar nicht —“

„Und dennoch — — Fräulein Baranius, wir haben keine Zeit zu verlieren, ich bitte um Wahrheit —“

„Was wollen Sie eigentlich!? Ich spreche die Wahrheit. Mein Ehrenwort darauf, daß ich bereits seit Wochen mit Carlot heimlich verlobt bin — unter dem Einverständnis meiner Mutter, also in allen Formen und Ehren. Bei der nächsten Gesellschaft in unserm Hause wird die Verlobung verkündigt werden . . . So — und nun lassen Sie mich wieder gehen; ich möchte nicht gern den Anfang des dritten Aktes versäumen . . .“

Sie wandte sich, doch er hielt sie, ihren Arm fassend, zurück. Seine Finger gruben sich durch den dünnen Seidenstoff ihres Ärmels schmerzend in ihr Fleisch ein. Sie hätte aufschreien mögen. Und als sie ihm in das Gesicht schaute, wußte sie, wie ihre Sache stand. Er sah grimmig aus.

„Sie werden dafür sorgen, daß die Verlobung zurückgeht,“ sagte er, immer noch in leisem Tone, doch mit scharfem Accent; „Sie können das — können das jetzt auch noch, ohne den Klatsch fürchten zu brauchen . . . Sie müssen wahnsinnig sein, Kitty! . . . Suchen Sie sich, wen Sie wollen —

nur Carlot nicht! Er ist zu jung und — zu gut für Sie!"

Er biß sich auf die Lippen, bereute aber seine Schärfe nicht. Kitty war totenblaß; der Fächer in ihrer Hand zitterte. Hätte sie ihm doch das Gesicht mit diesem Fächer zerpeitschen dürfen! —

„Sie haben mir nichts zu befehlen," entgegnete sie, „ich bin Herrin über mich selbst, und auch Carlot weiß, was er thut —"

„Er weiß es nicht, denn er kennt Ihre Vergangenheit nicht — —"

Ihre Hände krampften sich zu Fäusten zusammen. Sie trat dicht vor ihn und neigte sich ein wenig in den Knieen; sie sah aus wie eine schöne Tigerkatze, die ihrem Opfer an den Hals springen und seine Gurgel umkrallen will ... Die meisten Menschen hatten das Lokal bereits wieder verlassen — die Vorstellung hatte von neuem begonnen — niemand achtete der beiden in der dunklen Ecke des großen Saales ...

„Wollen Sie ihn aufklären?"

Arnd nickte finster. „Ganz gewiß — wenn Sie nicht Vernunft annehmen wollen," antwortete er.

Kitty stützte ihre zitternde Gestalt gegen den Fensterpfeiler. Neben rasender Wut beschlich sie ein Gefühl schrecklichen Elends. Sie hätte zusammenbrechen und sich heulend auf der Erde

wälzen können ... Sie schloß die Augen und schöpfte aus röchelnder Brust tief Atem.

„Haben Sie Erbarmen, Arnd," sagte sie, mit ihrem flackernden Blick sein hartes und ernstes Gesicht durchforschend. „Ich liebe Carlot über alles in der Welt — und er liebt auch mich. Was haben Sie davon, unser Glück zu zerstören? Ich weiß ja, daß ich seiner unwert bin, aber — bei Gott im Himmel, ich werde mir Mühe geben, redliche, wahre, aufrichtige — von ganzem, ganzem Herzen Mühe geben, seiner wert zu werden! ... Arnd, lassen Sie mich Ihre Hand nehmen — wenn Sie die Vergangenheit aufrühren wollen, so denken Sie auch daran zurück, was Sie mir einst waren! Lassen Sie mich glücklich werden! Seien Sie gütig und groß!" ...

Es wurde ihm schwer, sein Mitleid niederzukämpfen. Er zog sacht seine Hand aus der ihren.

„Es ist besser, wir erinnern uns gegenseitig nicht mehr an das, was geschehen ist," entgegnete er, — „nicht mehr an unsere gemeinsame Schuld. ... Ich möchte ja so gern Ihr Glück, Kitty — ich habe den festen Glauben, daß Sie im Stande sein werden, Ihr unseliges Naturell zu zügeln und sich selbst zu besiegen, wenn Sie erst Gattin geworden sind. Ich habe den festen Glauben an die Kraft des Guten in Ihnen. Aber — ich kann nicht dulden, daß Einer, der mir so nahe steht wie Carlot — — Kitty,

erlassen Sie mir es doch, Ihnen in allen Einzelheiten die Gründe anzugeben, die eine Verbindung Diehmen's mit Ihnen unmöglich — unmöglich machen! ... Sie sagen, Sie lieben sich. Seien Sie energisch und treten Sie diese Liebe nieder. Die Zeit wird vergehen, und ein andrer wird kommen, dem gegenüber ich kein Recht habe, abwehrend die Hand zu erheben. Sie sind jung, schön, reich — ziehen Sie nach Wien oder sonst wohin, schränken Sie Ihr excentrisches Leben ein und fügen Sie sich mehr als bisher dem gesellschaftlich Üblichen — so wird es Ihnen auch aus den besten Ständen an Bewerbern nicht fehlen. Aber Carlot, — noch einmal und zum letzten Male, Kitty: auf Carlot verzichten Sie! Sie müssen es!"

Er betonte die letzten Worte.

Sie stierte in seine Augen und las in ihnen die feste Unabänderlichkeit seines Willens. Sie kam auf den wahnsinnigen Gedanken, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu erwürgen. Dann wollte sie wieder an das Büffet gehen, das große spitze Messer nehmen, das dort lag, und es ihm in das Herz bohren ... Die Flügel ihrer fein gebogenen Nase zitterten und das Email ihrer Augen färbte sich rötlich. Aber sie bezwang sich.

„Also — keine Gnade?!" stieß sie hervor.

„Kaltes Blut, Fräulein Baranius," erwiderte er, „es bleibt bei dem, was ich gesagt habe."

Einen Moment wartete sie noch mit der Antwort und sagte sodann ruhig und gleichgültig, als ob sie von etwas Alltäglichem spreche:

„Gut, ich verzichte nicht. Und wollen Sie Ihre schurkische Rolle wirklich bis zu Ende spielen, so werde auch ich wissen, was ich zu thun habe. Hüten Sie sich vor mir — ich sagte es Ihnen schon einmal.“ . . .

Sie wandte sich um, und durchschritt das Restaurant in der Richtung nach den Bogengängen zu. Berkow trat noch einmal an das Büffet heran — er wollte ihr nicht auf dem Fuße folgen — ehe er nach dem ersten Rang zurückkehrte.

Der dritte Akt brachte den Höhepunkt des Dramas. Das stofflich Interessante des Stücks, die schöne Sprache, der glückliche Humor, die Neuheit der Idee — die blendende Ausstattung und das vorzügliche Spiel der Mitwirkenden — das alles kam zusammen, um das Publikum zu wiederholten Ovationen für den Autor zu begeistern. Auch ungerufen erschien Elimar Teubner jedesmal an seiner Seite. Wenn er in das Publikum schaute, lächelte er glücklich, und wenn er auf Halm herabsah, lächelte er wohlwollend. Er war heute doppelt groß. Er hatte ein Repertoirestück gefunden, das sich Jahre hindurch halten konnte und er hatte ‚dem Idealismus zum Siege verholfen‘. Das war ein bedeutender Gedanke, an dem er sich berauschte.

Er nahm den Applaus des Publikums hin, als gelte er ihm allein und als gäbe er ein Teilchen davon großmütig auch an den Verfasser ab.

Am Schlusse des Dramas wurde Halm noch mehrere Male gerufen, dann schrie man nach den Vertretern der Hauptrollen. In den Ausgängen und zwischen den Platzreihen staute sich die Menge, die das Theater verlassen wollte, aber immer wieder von den Klatschern zurückgehalten wurde und immer wieder in die Huldigungen einfiel. Seit der Erstaufführung von Sudermann's ‚Ehre‘ hatte Berlin keinen so rauschenden Theatererfolg aufzuweisen gehabt.

Als Halm endlich das Reich der Kulissen verlassen, und sich zu den Seinen begeben wollte, arrangierte Elimar Teubner noch schnell eine hübsche kleine Scene, um sich der Dankbarkeit und ferneren Mitwirkung ‚seines‘ Dichters zu versichern. Er hatte aus dem nächsten Blumenladen einen riesigen Lorbeerkranz mit Atlasschleifen holen lassen. Die gesamte Schar der Schauspieler und Schauspielerinnen mußte sich um ihn scharen; zwei kleine Mädchen in Engelskleidern und mit dummen Gesichtchen knieten nieder und trugen den Kranz auf einem Kissen von purpurnem Sammet, das sonst das Betpult der Königin von Spanien im ‚Don Carlos‘ zu zieren pflegte. Und dann hielt Teubner ‚seinem‘ Dichter eine längere Weiherede voll schöner Wendungen und reichte ihm schließlich den Lorbeer. Der

Regisseur Knetschke zerdrückte eine Thräne im Auge und war wütend, daß nicht wenigstens auch die Statisten gerührt thaten, wie es sich gehört hätte. Es war eine Komödie nach der Komödie. Halm war froh, als sie vorüber, dankte Teubner und den Schauspielern, gab den Lorbeerkranz einem Theaterdiener mit dem Auftrage, ihn am nächsten Morgen in seine Wohnung zu bringen und kehrte dann endlich in die Loge zurück, wo man bereits sehnsüchtig auf ihn wartete.

Man hatte die Absicht, gemeinsam ein Restaurant zu besuchen, um dort zu Abend zu speisen und ein Glas Wein auf das Wohl des Helden des Tages zu trinken. Die kleine Gesellschaft brach auf und traf im Vestibül noch mit Berkow, Schellner und Sidi zusammen, die nicht mitkommen konnten, da Sidi über beginnende Migräne klagte. Droschken waren vor dem Theater nicht mehr zu finden, und so bequemte man sich denn, die kurze Strecke bis zur Leipzigerstraße, wo man im ungarischen Weinhaus Einkehr halten wollte, zu Fuß zu gehen. Unterwegs traf man nach auf ein paar junge Maler aus dem Künstlerhause, die sich der Gesellschaft anschlossen. Carlot hatte seiner Schwester den Arm gereicht; die beiden gingen einige Schritt hinter den übrigen her; Diehmen hatte das absichtlich so eingerichtet, um einmal bei Hertha Kitty's wegen auf den Busch klopfen zu können.

Er plauderte zunächst mit ihr über das Drama Halm's und den erfolgreichen Abend und warf dann beiläufig die Frage ein:

„Wie haben Dir denn Deine Logennachbarinnen, die Baraniusschen Damen gefallen, Hertha?"

„Nicht sonderlich, Carlot", entgegnete die Gefragte offen. „Ich kann Dir nicht sagen, weshalb. Das liegt im Gefühl. Sie waren beide sehr liebenswürdig zu mir, so daß ich keine Ursache habe, mich über sie zu beklagen. Aber sympathisch sind sie mir nicht — am wenigsten das Fräulein — Kitty, nicht wahr? Sie hat sehr schöne Augen, und siehst Du, gerade diese Augen stören mich. Der Ausdruck ihres Blickes hat etwas Unangenehmes für mich. Er ist — wie soll ich sagen — nicht mädchenhaft. Er dringt mir zu tief . . ."

Das war ein Urteil, wie Carlot es nicht erwartet hatte. Es berührte ihn peinlich. Er fand auch, daß die Schwester übertrieb.

„Die Amerikanerinnen haben in ihrem äußeren Sichgeben leicht einen Stich ins Emanzipierte" antwortete er. „Übrigens muß ich sagen, daß mir das, was Du an Kitty Baranius zu tadeln hast, noch nicht aufgefallen ist."

„Ich glaube, wir Frauen sehen öfters schärfer, als Ihr Männer."

„Das ist möglich, namentlich wenn es das eigene Geschlecht betrifft", gab Carlot zurück; der

Ton, in dem er sprach, klang etwas pikiert. „Indessen — gerade der erste Eindruck täuscht oft. Ich finde, daß Fräulein Baranius ein sehr reizendes Mädchen ist.“

„Reich —?!“ fragte Hertha.

„Ja. Man schätzt die alte Dame auf zwei Millionen“.

Eine Pause entstand; dann begann Hertha von anderen Dingen zu sprechen. Aber ihre Gedanken kehrten immer wieder zu Kitty Baranius zurück. Hatte Carlot Absichten? Lockten ihn die amerikanischen Millionen?

Hertha fürchtete es. Ja, sie fürchtete es. Sie war nicht adelsstolz aus thörichter Beschränktheit und übertriebenen Standesvorurteilen heraus, aber sie hätte es doch gern gesehen, wenn der geliebte Bruder sich eine Braut aus den Reihen der Aristokratie geholt hätte. Und konnte er nicht noch warten? Er war ja noch so jung. Auch die kleine Flora fiel ihr ein. Mit ihrem hellen Auge glaubte sie wohl gespürt zu haben, daß in dem Herzen Flora's ein innigeres Gefühl für Carlot aufzukeimen begann. Und wie viel lieber hätte sie diese als Schwägerin begrüßt, denn jenes kecke Mädchen mit den heißen und verlangenden Augen und der lauten Aufgeregtheit des ganzen Wesens! . . Sie beschloß, Kitty den Abend hindurch noch einmal ein wenig näher zu beobachten und auch Carlot zu sondieren. Und dann

wollte sie sich offenherzig mit ihm aussprechen. Warum hatte er sich ihr noch nicht anvertraut? War sie nicht von Kindheit an die Mitwisserin seiner kleinen und großen Geheimnisse gewesen — sein ‚Mütterchen‘? —

„Willst Du wirklich morgen schon wieder zurück, Hertha?“ fragte Carlot, als man in die Leipzigerstraße einbog.

„Ich hab’ es mir überlegt,“ entgegnete die Schwester, „ich bleibe noch einen Tag länger. Mein Besorgungs-Zettel ist länger geworden, als ich anfangs vermutete — und ich möchte auch noch zu Ostiens. Wie geht es dort?“

Carlot wurde verlegen. „Ich — bin lange nicht mit den Herrschaften zusammengetroffen,“ erwiderte er. „Du weißt, daß ich in letzter Zeit sehr fleißig gewesen und selten ausgegangen bin. Ach ja, Hertha — willst Du Dir denn nicht einmal mein Bild ansehen?“

„Versteht sich, mein Junge,“ sagte sie kopfnickend; „wann bist Du morgen zu Hause?“

„Wann Du es wünschest, Schwesterchen.“

Sie überlegte die Geschäfte des Tages und versprach, gegen zwei Uhr bei ihm im Künstlerhause zu sein.

Man hatte inzwischen die Weinstube erreicht und im oberen Stockwerk noch eine freie Nische gefunden,

in der man sich häuslich einrichtete. Speisen und Wein wurden bestellt, und bald ging es in der, durch dichte Epheuwände von dem übrigen Raum getrennten Nische lebhaft und angeregt zu. Einer der jungen Künstler hielt zu Ehren des ‚von heute ab berühmtesten Mitinsassen der Höhle des Heiligen Lukas‘ eine schwungvolle Rede, auf die Halm ebenso schwungvoll erwiderte. Das Fröschlein hatte ganz blanke Augen bekommen und schaute ihren Geliebten selig an, während Onkel Amtsrat wie gewöhnlich wenig sprach und viel Moselwein trank, weil ihm dies ‚der Doktor befohlen hatte‘. Einmal fragte ihn Halm, wie ihm denn die ‚Kinder der Sonne‘ gefallen hätten. Und da nickte der Alte, machte ein vergnügtes Gesicht und meinte: „Ganz hübsch, Fritz, ganz hübsch — besonders die eine — weißt Du, die Große mit den schwarzen Augen...“ Und dann trank er schnell sein Glas aus und schmunzelte wieder.

Carlot war ziemlich still und in sich gekehrt, aber Kitty's hatte sich eine nervöse Lustigkeit bemächtigt. Das Gespräch mit Berkow ließ jede Faser ihrer Seele vibrieren — sie war in verzweifelter Stimmung. Da sie, um sich körperlich aufzufrischen, rasch hintereinander ein paar Glas Sekt getrunken hatte, so wurde sie plötzlich ausgelassen, sprach schnell, laut und erregt, lachte schallend und starrte zwischendurch mit langsam sich verglasenden Augen und bohrendem

Blick auf die Tischdecke. Es war begreiflich, daß sie Hertha in diesem merkwürdigen Zustande immer weniger gefiel. Aber auch Carlot und Frau Baranius wurden stutzig. Was fehlte Kitty?

Diehmen saß wie auf Kohlen. Angstvoll flog sein Auge von Kitty zu Hertha hinüber. Er sah, daß seine Schwester die Fragen des Mädchens nur kurz und einsilbig beantwortete, daß ihre Reserviertheit sich bis zur Schroffheit steigerte. Plötzlich warf Kitty bei einer raschen Armbewegung ein Glas um; der gelbe Wein tröpfelte über die Tischkante auf das Kleid der Comtesse. Kitty wurde brennend rot und stammelte eine Entschuldigung. Hertha lächelte frostig und sagte ein die Entschuldigung abwehrendes Wort, rückte aber dabei ein klein wenig seitwärts. In dieser Bewegung wie auch auf ihrem Gesicht lag vollendeter und gewollter Hochmut ... Kitty war fassungslos; es fehlte nicht viel, so wäre sie in einen Weinkrampf ausgebrochen. Frau Baranius erhob sich.

„Gehen wir," sagte sie; „es ist Mitternacht durch" ...

Carlot zog seine Uhr. „Wahrhaftig — es ist hohe Zeit," stimmte er bei.

Die anderen, die in ihrer frohmütigen Laune das Peinliche der Situation unbeachtet gelassen hatten, opponierten dagegen; sie wollten noch bleiben. „Noch ein klein bißchen," bat das Fröschlein. Aber

auch der Amtsrat erklärte sich für den ‚Bettzipfel'. So brach man denn auf.

Unten, vor dem Portal, verabschiedeten sich die Gruppen. Hertha, die gleichfalls im Hospiz logierte, wollte mit Bernitz und Edith nach Hause fahren. Sie nahm die Hand der Baranius, die diese ihr reichte, neigte aber nur kühl den Kopf vor Kitty. „Seien Sie nicht böse, Comtesse", sagte diese in Verwirrung und Scham, halblaut und mit bebender Stimme; in dem grellen Lichte, das die elektrischen Kugeln des Portals über den Straßendamm warfen, konnte man sehen, wie entsetzlich verstört ihr mit nervösen roten Tupfen bedecktes Gesicht war. „O — ich bitte — weshalb", entgegnete Hertha kurz und wandte sich um.

Die Baraniusschen Damen waren die ersten, die eine Droschke bestiegen. In dem Moment, da Kitty den Fuß auf das Trittbrett setzte, schwankte sie. Carlot sprang ihr zu Hülfe. Sie hielt seine Hand wie krampfhaft umklammert und schaute mit brechenden Augen zu ihm auf, in denen eine Welt voll Schmerz und Flehen lag. Aber das währte nur kurze Sekunden, dann sprang sie elastisch in den Wagen uud zog die Thür hinter sich zu. Langsam rumpelte die Droschke davon.

Carlot wandte sich zu den übrigen zurück. Edith und der Amtsrat waren bereits eingestiegen, Hertha wartete noch, um ihrem Bruder Adieu zu sagen.

„Was gab es?“ fragte sie leise.

„Fräulein Baranius war nicht ganz wohl“, erwiderte er; „mir fiel das vorhin schon auf“ —

Die Comtesse sah ihrem Bruder scharf in die Augen.

„Ich glaube, die junge Dame hat zu — rasch getrunken“, gab sie zurück. „Gute Nacht, Carlot, und morgen auf Wiedersehn.“

Sie drückte ihm die Hand. Halm, Diehmen und die drei Maler blieben allein zurück.

„Was nun?“ fragte einer der Künstler. „Wir können doch nicht mit den Hühnern zu Bett gehen?“

„Vor allen Dingen“, sagte der zweite, „würde es unverantwortlich sein, diese herrliche Nacht, in der wir einen neuen Stern am Himmel der Kunst entdeckt haben, angebrochen zu lassen. Ich schlage vor, wir gehen ein Haus weiter und halten nach Männerart eine stille, würdige Nachfeier zu Ehren des köstlichen Abends.“

„Nein, meine Herren,“ wandte Halm ein, „ich gehe nach Hause —“

„Still, großer Dichter,“ entgegnete Carlot in erzwungener Laune, „Sie werden widerspruchslos mitgeschleppt! Kein Wort dagegen! Und ich sage Ihnen, wir werden noch einen tiefen Trunk thun, einen sehr tiefen — mir ist ganz darnach! Also — auf in den Kampf, Torero — en avant cinq!“ …

Halm wurde in die Mitte genommen. Die Herren faßten sich unter und marschierten die Straße hinab. Ein des Wegs kommender Nachtwächter blieb stehen und schaute ihnen kopfschüttelnd nach: Die hatten genug! —

VI.

Erst gegen Morgen war Carlot nach Hause gekommen — mit wüstem Kopfe und in einem Zustande völliger Erschöpfung. Er entkleidete sich rasch und ging zu Bett, aber trotz der großen Müdigkeit, die seine Glieder lähmte, fand er lange keinen Schlaf. Die Geschehnisse des Abends schwirrten in bunten Bildern durch sein Hirn, und eine tolle Gedankenflucht scheuchte die Ruhe von seinem Lager. Er sah wieder die Bühne vor sich, den Sonnenkönig, das ganze Feenreich, die tanzenden Bajaderen aus Samarkand — und unter ihnen Kitty mit frech lachendem geschminktem Gesicht — und neben ihr Hertha in stolzer überlegener Ruhe, fürstlich gekleidet wie die Beherrscherin von Bisnagar, eine herbe Strenge auf ihrem schönen Gesicht. Dieselbe hochmütige Strenge, wie sie auf ihr Antlitz getreten war, als Kitty sich das Ungeschick mit dem Weinglase hatte zu schulden kommen lassen.

Es war kein Zweifel mehr möglich: Kitty war

ihr durchaus unsympathisch. War es so unbegreiflich? Nein — Kitty hatte sich am verflossenen Abend in Wahrheit höchst merkwürdig gezeigt. Wer sie zum ersten Male sah, konnte kaum einen günstigen Eindruck von ihr bekommen. Was fehlte ihr nur? Wie geschah es, daß ihre ganze Weltgewandtheit, ihre ganze äußere Sicherheit sie so plötzlich im Stich lassen konnte? . . .

Carlot grübelte darüber nach. Auch er hatte unter dieser seltsamen Verstimmung Kitty's bitter gelitten und sich schließlich im Ärger und in der Erregung dazu verleiten lassen, mit den andern bis in den grauen Morgen hinein von Kneipe zu Kneipe zu schlendern — pfui! Er ergrimmte über sich selbst. Aber nur das thörichte Mädchen war daran Schuld! Wie sie ihn zuletzt noch angestarrt hatte, die Kitty, mit ihren unergründlichen Augen, und wie fest sie seine Hand umklammert hielt, als sie beim Einsteigen in die Droschke plötzlich schwankte. . . . War es wirklich so eine Art Ohnmachtsanwandlung gewesen? . . . Die Gedanken Carlots begannen sich zu verwirren — er schloß die Augen und schlummerte ein. Aber noch im Traume sah er Kitty vor sich — in dem Gitana-Costüm, in dem er sie hatte malen wollen, einen wilden Fandango tanzend — und Hertha sah zu, eine Lorgnette vor den Augen und sagte: „O wie abscheulich! Zwei Millionen — pfui!“ . . .

Die Stimme seines Dieners weckte ihn in der zehnten Morgenstunde. Heinrich stand vor seinem Bette und meldete, daß Herr Baumeister Berkow auf ihn warte.

Berkow! Was wollte der?! — Noch halb verschlafen und mit gräßlichen Kopfschmerzen sprang Carlot aus den Kissen, ließ sich Wasser über den Nacken gießen und kalt abreiben und kleidete sich dann an. Als er in den Spiegel schaute, erschrak er. Er sah jämmerlich aus.

Berkow trat ihm sehr ernst entgegen.

„Ich muß Dich allein sprechen, Carlot", sagte er, „schick' Heinrich fort" . . .

Also wieder etwas unangenehmes! Carlot's Gesicht verfinsterte sich noch mehr. Er erfüllte den Wunsch Arnd's und kehrte dann in das Atelier zurück. Berkow hatte bereits am Fenster Platz genommen, und Diehmen setzte sich ihm gegenüber.

„Nun —?" fragte er. „Bitte los! Du guckst mich so unheilschwanger an, daß ich auf alles gefaßt bin" . . .

„Es ist auch nötig, Carlot", entgegnete Berkow, „— der Gang zu Dir ist mir von Herzen sauer geworden . . . Ich habe zunächst eine Gewissensfrage an Dich zu stellen: ist es wahr, daß Du mit Kitty Baranius heimlich verlobt bist?"

Carlot sprang auf.

„Woher weißt Du das?“ sprudelte er hervor, „und — und wie kommst Du zu dieser Frage?!“

„Ich weiß es aus Kitty's eigenem Munde — und nun bitte, setz' Dich ruhig wieder hin — wir kommen nicht zum Ziele, wenn Du Dich wie ein Wahnsinniger geberdest . . . Also Du giebst die Thatsache zu — gut — und ich bin bei Dir, um Dir zu sagen, daß diese Verlobung ein Nonsens, eine Unmöglichkeit ist, und daß Du Dich beeilen mußt, sie rückgängig zu machen, ehe die Öffentlichkeit davon erfährt! Laß mich aussprechen!“

Er winkte mit der Hand, denn Carlot war von neuem mit blitzenden Augen und kalkblaß von seinem Platze emporgeschnellt. Berkow drückte ihn wieder nieder.

„Ruhe und aussprechen lassen!“ wiederholte er mit starker Stimme. „Glaubst Du, ich bin hierher gekommen, um Dir eine Komödie vorzuspielen? Ich habe nachts über nicht ein Auge geschlossen, weil mir diese wahnsinnige Geschichte nicht aus dem Kopf gehen wollte und weil ich selbst — — doch langsam! Gieb mir ein Glas Wasser — ich bin halb verrückt“ . . .

Carlot erhob sich und brachte das Gewünschte. Seine Hand zitterte, als er Berkow das Glas reichte. Ihm ahnte schreckliches.

Arnd trank und setzte das Glas auf das Fensterbrett zurück.

„Hättest Du mich in Dein Vertrauen gezogen, lieber Carlot,“ begann er von neuem, „so wäre es niemals soweit gekommen. Ich Thor hätte freilich schon damals, als Du mich nach dem Renomée der Baranius'schen Damen fragtest, ahnen können, um was es sich handelte! Gleichviel — es ist noch nicht zu spät . . . Carlot, Du darfst Kitty nicht heiraten! Genügt es Dir, wenn ich Dir unter meinem Ehrenworte die Versicherung gebe, daß eine Ehe zwischen Euch unmöglich ist — oder verlangst Du die Gründe zu wissen?“

„Zweifellos,“ entgegnete Carlot finster, „ich bitte um die Gründe — und zwar offen, ohne Beschönigung.“

Arnd griff an seine Stirn und senkte die Lider. Der Kampf, den er in der nächsten Minute mit sich selber durchrang, war der schwerste seines Lebens, ein Kampf zwischen Mannesehre und Ritterpflicht, der Liebe zu Carlot und der Achtung vor dem fleckenlosen Namen der Diehmens.

Er faßte in seine Brusttasche und holte ein Päckchen Briefe hervor, dem ein feines Parfüm entströmte. Carlot kannte diesen Duft.

„Lies,“ sagte Arnd mit heiser klingender Stimme, „— auf die Gefahr hin, von Dir für einen — Schurken gehalten zu werden — — lies!“ . . .

Carlot nahm das Packet schweigend und öffnete den ersten der Briefe. Er war von der Hand

Kitty's — wie alle übrigen . . . Diehmen las — langsam und mit Überlegung, Zeile für Zeile, Wort für Wort und Silbe für Silbe — las den ersten, zweiten und dritten Brief, zum Teil lange Ergüsse aus einer von Leidenschaften zerpeitschten Seele, Liebesversicherungen, Bestellungen zu Rendez-vous, sentimentale Schwärmereien — und sein Gesicht wurde fahler und fahler und, von plötzlichem Ekel gepackt, schleuderte er den Rest der duftenden Billette mit hastiger Geberde mitten in das Zimmer.

„Hertha!" rief er, „wie scharf sah Dein Auge! O, wie erbärmlich — wie schmutzig! Wie schmutzig!"

Er legte die Hände vor das Gesicht und stöhnte auf, aber er stöhnte nicht um die, die er verloren hatte, sondern weil er den Schlamm fühlte, der um seine Füße quoll, den Morast, in den er sich irrend verloren hatte.

Und dann ergriff ihn die Wut. Er sprang auf, stürzte sich auf Berkow und schüttelte ihn.

„Und Du?!" rief er außer sich. „Bist Du denn anders als jene?! Bist Du nicht auch ein Lügner und ein Betrüger — an Deiner Frau — Deiner Ehe?!" . . .

Berkow nahm die Hände Carlot's und zog sie von seinen Schultern nieder. Er erhob sich langsam. Die lachende Heiterkeit und die grillenverscheuchende Lebenslust, die sich sonst in seinen Zügen wiederzu-

spiegeln pflegte, war völlig gewichen. Zwei tiefe Linien lagen auf seiner Stirn.

„Ich kann Dir nicht zürnen, Carlot,“ sagte er, „ich — ich möchte mich selber mit beiden Fäusten packen und mich selber schmähen! Ich habe an Sidi gefehlt, ich weiß es — um so schlimmer — da es heimlich war — und ich bereue es tief.“ . . .

„Sie steht Dir auch gut zu Gesicht, diese grimmige Reue,“ fiel Carlot mit bitterem Hohne ein. „Ein Gentleman, wie er im Buche steht!“ —

„Halt, Carlot!“ — Die Stimme Berkows wurde drohend. „Geh' nicht zu weit, und vergiß Dich nicht! — Nicht als Entschuldigung für mich, denn ich bin nicht so feige, meine Sünden auf fremde Schultern zu entlasten, sondern zur Charakteristik Kittys laß Dir sagen: nicht ich war es, der jenes böse Spiel begann, sondern sie! Und nicht einmal der erste Glückliche bin ich gewesen — nein, nicht einmal das! Baron Isenburg, Sekretär des österreichischen Botschafters in Paris, hatte das Vorrecht — ich weiß nicht, wer noch!“

Er hatte verächtlich über die Schulter gesprochen, aber dieser Ton der Verachtung brachte Carlot noch mehr auf.

„Du scheinst eingehende Erkundigungen eingezogen zu haben,“ stieß er hervor, „um Dich mit Bequemlichkeit aus der Affaire ziehen zu können!“

„Du irrst Dich, lieber Carlot,“ antwortete Ber-

kow ruhig, „ich bin kein vorsichtiger Diplomat, sondern ein heißblütiger Augenblicksmensch, dem sein Temperament und sein Mangel an kühler Ruhe schon manchen schlimmen Streich gespielt haben. Das, was ich Dir sagte, hat mir der Zufall hinterbracht. Ich habe Herrn von Isenburg vor einem halben Jahre in Paris kennen gelernt. Allerdings hab' ich den Zufall gesegnet, denn er hat mir die Augen geöffnet und mich mir selbst zurückgegeben.“...

Er bückte sich, um die Briefe aufzuheben, die Carlot auf den Fußboden geschleudert hatte, trat dann an die Kaminöffnung des Ofens heran, in der kein Feuer brannte, und schichtete die Papiere in dieser auf. Carlot sah ihm schweigend zu.

Berkow entzündete ein Schwefelholz und steckte die Briefe in Brand. Eine helle Flamme züngelte auf und leckte hin und her.

„Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan,“ sagte Arnd; „es ist nicht nötig, das sie ein drittes Auge liest.“ . . .

Die Flamme verglomm, und aus der zusammenfallenden Asche stiegen knisternd noch ein paar letzte Funken auf.

Carlot streckte Berkow die Hand entgegen.

„Das war brav von Dir,“ sagte er. „In der That — kein drittes Auge braucht davon zu wissen! .. Und was nun, Arnd?“

Er hatte wieder am Fenster Platz genommen;

er sah vergrämt und müde aus. Berkow setzte sich zu ihm.

„Laß' Dir die Sache nicht allzu sehr zu Herzen gehen, lieber Junge," meinte er warm und freundschaftlich. „Sie war Deiner wirklich nicht wert — hätte ich das nicht gewußt, dann würde ich anders gehandelt haben. Aber ich wußte es — leider!"

„Und doch — Arnd, wie lobtest Du sie neulich noch — noch vor wenigen Wochen, als ich des Abends einmal bei Dir war und Dich fragte, ob es wahr sei, was die böse Welt sich über die beiden Damen erzählte!" . . .

„Ich entsinne mich — gewiß, ich entsinne mich. Sollte ich anders sprechen? Ich hätte es gethan, wenn ich eine Ahnung von Deinem Interesse für sie gehabt haben würde. Aber das war nicht der Fall — ich war wie blind. Und schließlich — ich habe auch nicht gelogen. Ich sprach von dem guten Fundus, der in Kitty lebt — und ich glaube wirklich, daß sie ihrem Charakter nach nicht zu den Schlechten gehört. Versteh' mich recht! Dank einer Erziehung, der von jeher strenge Leitung fehlte und die sich immer nur mit flachen Äußerlichkeiten, nie aber mit der Bildung des Gemüts befaßt hat, ist Kitty in ihrem sittlichen Empfinden verwildert. Es konnte unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht anders sein. Einer so impulsiven und leidenschaftlichen Natur mußten durch eine geeignete Erziehung scharfe

Zügel angelegt werden. Was that die Mutter statt dessen? Sie ließ ihrer Tochter jeden Willen und renommierte noch damit, daß sie den ‚individuellen Neigungen‘ Kitty's völlig nachgab. Sie erzog sie nicht nach pädagogischen Grundsätzen, sondern nach einem gewissen philosophischem System, das sie sich aus der Lektüre eines halben Dutzend Modeautoren selbst gebildet hatte. Aber da ihr jede philosophische Schulung fehlte, so kannst Du Dir denken, was das für ein verrücktes System gewesen ist! Ihre eigenen Neigungen für alles Moderne in Leben, Wissenschaft und Kunst, d. h. für das, was sie modern nennt und was ihr eine freiheitliche Entwickelung aus verbrauchten Schematen heraus zu sein scheint, was in Wahrheit aber nichts als die alberne Nachäffung bestimmter Modeströmungen ist, übertrug sie auch auf Kitty. Und so wurde aus Kitty denn ein vielgewandtes, vielbelesenes, ihre Welt wohl verstehendes und sich in allen Sätteln zurechtfindendes Menschengeschöpf, in dem aber das Menschlichste, die Seele, systematisch zertreten worden war. Nicht ganz, denn völlig zu vernichten ist eine Seele wohl nie — und siehst Du, Carlot, darauf nahm ich Bezug, als ich Dir neulich sagte: ich glaube, daß das schlummernde Gute in Kitty sich noch einmal zu voller Blüte entwickeln kann, wenn sie in Hände gerät, die sie in Güte und Strenge zu pflegen wissen. Du wärest maßlos unglücklich mit ihr ge-

worden, denn Dein Feingefühl und auch Dein — Standesbewußtsein, das ich nicht für Dünkel, sondern für berechtigten Stolz halte, würde sich nie im Leben darüber hinweggesetzt haben, wenn Du früher oder später die Vergangenheit Kitty's erfahren hättest — nein, niemals! Aber es giebt auch sehr brave Leute von minder zartem Empfinden und weniger — ich will einmal sagen, weniger delikater Complexion. Und es ist gut, daß wir nicht alle über einen Leisten geschlagen sind" . . .

Carlot hatte kopfnickend zugehört; es that ihm doch wohl, daß Berkow, wenn auch nur in analytischem Sinne, für Kitty ein warmes Wort der Verzeihung fand.

„Ich möchte einmal eine Frage an Dich richten, Arnd", entgegnete er, „und ich bitte Dich, sie mir nicht übel zu nehmen. Aus dem, was Du soeben sagtest, geht hervor, daß Du im allgemeinen wenig Schätzung für Frau Baranius hast. Über Kitty konntest Du nach Deinen eigenen Erfahrungen nicht mehr im unklaren sein. Wie war es unter diesen Umständen möglich, daß Du, und noch dazu mit Deiner Frau, immer noch im Baranius'schen Hause verkehrtest —? Widerte Dich das nicht an? Und es zwang Dich doch niemand dazu!"

Arnd seufzte auf.

„Nein — es zwang mich niemand dazu", wiederholte er. „Und doch that ich es! — Warum? —

Frage mich nicht — ich könnte Dir kaum eine erschöpfende Antwort geben. Ich könnte Dir sagen: weil ich im Hause der Baranius mit allerlei Bekannten zusammenzutreffen pflegte, oder weil ich mich, gewissermaßen aus Reklamezwecken, dann und wann gerade in solchen Gesellschaften, in denen die Mode ausgebrütet und sanktionirt wird, zeigen muß — oder meinethalben auch, weil ich mich da amüsiere. Aber das trifft alles nicht zu, trifft wenigstens nicht das Richtige. Ich glaube, ich ging nur hin aus schlechter Gewohnheit. Es mag schon so sein. Es wäre zweifellos das einzig Passende gewesen, ich hätte mit Sidi dies Haus gemieden. Aber das verdammte moderne Leben, das unser ganzes Empfinden zerhackt und zersplittert, daß unser Gemüt dörrt und alle Gefühle zu einer großen Universalsauce zusammenquirlt, vernichtet wahrhaftig auch noch den Instinkt das Vornehmen in uns! Mir ist so mancherlei durch den Kopf gegangen, seit wir uns damals im Gurlitt'schen Kunstsalon trafen. So mancherlei! Du sagtest mir, ich solle mich Sidi mehr widmen — sie vereinsame trotz aller Geselligkeit. Das war eine wackere Mahnung, und ich habe sie mir auch zu Herzen genommen — vor allen Dingen aber gab sie mir Anlaß, mich einmal selbst ein wenig unter das Mikroskop zu nehmen. Ich fragte mich: wofür lebe ich eigentlich? und ich mußte mir antworten: für andere, für Wildfremde, aber nicht für

mich und die Meinen! — und ich fügte hinzu: wenn Du kein Narr bist, so fange ein neues Leben an und teile Deine Zeit, so wie es vernünftig ist, zwischen der Arbeit, den Freunden und der Familie. . . . So, lieber Carlot, soll es auch in Zukunft gehalten werden. Was scheert mich die Gesellschaft, die mich den Meinen entzieht! Die Furcht, vergessen zu werden, ist Thorheit. Denn nicht die Mode macht den Mann und den Künstler, sondern die Arbeit. Und nun Schluß! Ich muß weiter. Noch einmal Deine Hand, Carlot! Wir stehen beide an einem Wendepunkte unseres Lebens — bleiben wir Freunde!"

Sie reichten sich die Hände und schüttelten sie. Es war eine ernste Stunde. Der kleine Aschenhaufen im Kamin sollte die Vergangenheit symbolisieren — aber ach, die Vergangenheit ist eine Flamme, die nie verlöscht, sondern die Zukunft durchlodert. Und auch die beiden, die heute mit vielem abschließen wollten, was hinter ihnen lag, sollten den Brand dieser Flammen noch spüren.

„Leb' wohl, Arnd — grüße die Sidi — und sag' mir noch eins: Du bist weltkundiger als ich — was soll ich ihr schreiben?"

Berkow war an der Thüre stehen geblieben.

„Schreibe ihr einfach, ich sei bei Dir gewesen," erwiderte er, „und unsere Unterredung habe Dich überzeugt, daß Du in einer Verbindung mit ihr

nicht das Glück finden könntest, nach dem Du Dich sehntest. Kurz, energisch und offen. Das ist der richtigste Weg. Adieu, Carlot!“

Er ging. Carlot nahm die Feuerzange und zerstörte mit ihr das Aschenhäuflein im Kamin. Es waren zwei Millionen für ihn. Er lächelte bitter. Schon recht, daß ihn das Schicksal für seine Selbstsucht so hart auf die Finger geklopft hatte! —

Er warf die Zange wieder hin und setzte sich an den Schreibtisch, um den Abschiedsbrief an Kitty zu entwerfen. Er legte Papier und Couvert zurecht und schlug sich dann plötzlich vor die Stirn. Welch' ein Narr war er gewesen! Welch' einfältiger Tropf! Hätte er nicht mit ein klein wenig Menschenkenntnis dies ganze Geschöpf durchschauen müssen, von dem Augenblicke an, da sie ihm in ihrem Atelier um den Hals fiel?! Und er — er hatte, geschmeichelt von der lieben Eitelkeit, an eine Verirrung des Moments geglaubt, an ein Aufbrausen wahnsinniger Leidenschaft, wo nichts als feile Berechnung im Spiel gewesen war! —

Er knirschte mit den Zähnen und spie aus. Dann griff er zur Feder. Keine sentimentale Anwandlung weiter — zu Ende kommen!

Er schrieb:

„Gnädiges Fräulein!

Herr Baumeister Berkow, der gestern Abend durch Sie von unserer Verlobung erfahren hat, war

heute bei mir und hat mir Aufklärungen über Ihr Vorleben" —

Nein! So ging es nicht. Allerdings hatte Arnd ihm gesagt, er möge sich kaltblütig auf ihn beziehen. Aber er wollte das nicht. Der Name Berkow's brauchte gar nicht genannt zu werden.

Er zerriß den angefangenen Brief in kleine Stücke und begann noch einmal:

„Gnädiges Fräulein!

Aufklärungen, die ich leider erst heute früh über Ihr Vorleben erhalten habe und von deren Wahrheit ich mich überzeugen mußte, zwingen mich zu der traurigen Notwendigkeit, mein Verlöbnis mit Ihnen aufzuheben. Ich bitte Sie: vergessen Sie gleich mir, was zwischen uns gewesen ist, und seien Sie im übrigen von meiner Ehrenhaftigkeit versichert, daß ich das, was mir mitgeteilt wurde, als ein nur für mich bestimmtes Geheimnis allzeit bewahren werde.

Ihr ergebener

Carlot Graf Diehmen-Diehmenshof."

Er couvertierte den Brief und übergab ihn Heinrich, der inzwischen zurückgekehrt war, zur sofortigen Besorgung. Dann sah er nach der Uhr. Es ging auf eins; um zwei wollte Hertha kommen — er hatte also noch eine Stunde Zeit vor sich. Er setzte sich an die Arbeit. Seine Kopfschmerzen waren verflogen; er war ruhiger geworden. Er reckte sich,

als wolle er seine Muskeln prüfen. Er sehnte sich nach angestrengter Arbeit.

Ein Bote erschien mit den Abzügen der von den Holzschneidern fertig gestellten Vignetten und Initialen für die Gedichte Hertha's. Carlot sah die Blätter durch, korrigierte hier und da eine Schraffierung und einen tieferen Ton hinein, hatte im ganzen aber wenig auszusetzen. Er freute sich über die saubere Ausführung seiner Zeichnungen und lächelte in dem Gedanken an das freudig erstaunte Gesicht seiner Schwester bei dem Anblick des Buches. Ach, diese liebe Schwester! Daß ihre klaren Augen doch immer das Rechte sahen! —

Wenige Minuten vor zwei Uhr fand Hertha sich ein, begrüßte Carlot herzlich und betrachtete zunächst das Kirchenbild mit dem sicheren Blick einer Kennerin. Sie sprach lange kein Wort und war sehr ernsthaft. Und dann wandte sie plötzlich ihr Antlitz mit einem glücklichen Lächeln Carlot zu und reichte ihm ihre Hand.

„Famos, Carlot!“ sagte sie; „weit über meine Erwartungen hinausgehend!“

Sie nahm ihn neben sich und zergliederte das Gemälde, ließ sich auf Einzelheiten ein, hatte da und dort eine kleine Ausstellung, lobte dies mehr, dies weniger — alles mit dem unleugbaren Verständnis eines Menschen, der sich nicht nur viel mit Kunstgeschichte befaßt hat, sondern auch einen scharfen

Blick für die Beurteilung der Feinheiten und Schwächen eines Kunstwerks besitzt.

„Ein großer Fortschritt, Carlot," schloß sie, und da sie ihm dabei in das Gesicht sah, fuhr sie halb erschreckt, halb mitleidig fort: „Wie blaß Du bist, armer Junge! Sage einmal — sage mir einmal ehrlich, was Dich bedrückt! Du hast doch sonst Deinem ‚Mütterchen' immer Dein ganzes Herz ausgeschüttet! Bin ich Dir ferner gerückt, seit Du in Berlin lebst?"

Sie hatte seine Hand genommen und schaute ihm in die Augen. Verlegen wandte Carlot sich ab.

„Mir ist nichts, Hertha, wirklich nichts" —

„Doch Carlot" — sie stand auf — „sprich die Wahrheit! . . . Ich ängstige mich um Deinetwillen seit — seit gestern Abend. Ich will auch wahr sein. Ich ängstige mich um Dich, seit ich gestern bemerken zu müssen glaubte, daß zwischen Dir und jenem Fräulein Baranius Beziehungen existieren, die — mir nicht gefallen wollen. Beruhige mich darüber" . . .

Nun wich er nicht mehr ihrem Blicke aus.

„Nicht wahr, Du glaubst mir, Hertha?" fragte er.

„Jedem Wort, das Du sprichst".

„Nun, so hör' zu. Ich schwöre Dir, daß es in diesem Moment zwischen Fräulein Kitty Baranius und mir keinerlei Verbindungen mehr giebt — daß ich wieder frei bin wie ehemals!"

Ihr Auge hing an seinen Lippen.

„Ich habe mich also doch nicht getäuscht,“ sagte sie leise.

„Frage nicht weiter“, bat Carlot, „laß’ es gut sein. Ich bin ein Thor gewesen und ich bin gründlich geheilt worden“ . . . Er lächelte matt. „Kann man nicht auch einmal eine Dummheit machen?!“

Hertha zog ihn an sich und küßte ihn auf den Mund.

„Wenn man aus ihr lernt — ja“, erwiderte sie zärtlich. „O, Du mein lieber Junge, wie froh hat mich Dein Geständnis gemacht! Ich habe schreckliche Träume gehabt — ich war so in Sorge. Aber nun ist es gut, und ich will auch nicht weiter fragen. Ich sehe, Du leidest“ . . . Sie strich mit der Hand über sein Haar. „Komm’ mit mir nach Diehmenshof“, bat sie, „auf vierzehn Tage oder drei Wochen. Die kleine Abwechslung wird Dir wohl thun. Ja? Komm’ mit!“

Er schwankte. Aber nein — das hätte wie eine Flucht ausgesehen und vielleicht erst recht den Klatsch herausgefordert.

„Lass’ es erst Frühling werden, Hertha“, entgegnete er, „ich habe auch hier ein Allheilmittel: meine Arbeit. Ich möchte noch ein zweites Bild vollenden.“

Das entschied. Sie redete nicht weiter zu, bat ihn aber, mit ihr Mittag essen zu gehen. Sie wollte

mit dem Sechs-Uhr-Zug fahren — da konnte man noch ein paar Stunden beisammen sein.

Er war freudig einverstanden, beendete rasch seine Toilette und fuhr mit ihr in ein Restaurant der inneren Stadt. Es rührte ihn, wie heiter sie plauderte, um seine trüben Gedanken zu verscheuchen. Immer wieder lenkte sie das Gespräch auf Diehmenshof. Die unerquickliche Angelegenheit mit dem Pächter war erledigt worden; die Mutter seiner Gattin war gestorben und hatte eine kleine Erbschaft hinterlassen, mittels derer man sich arrangieren konnte. Schlug die Ernte ein, wie zu hoffen stand, so konnte der Mann sich halten. Über Dievenow ließ Hertha nur einige kurze Worte fallen; er habe sich in der Affaire mit dem Pächter nicht nur als vollendeter Gentleman, sondern auch als ein warmherziger und opferwilliger Freund benommen. Schließlich kam das Gespräch auch noch auf die Ostiens; Hertha erzählte, daß sie am Vormittag bei ihnen gewesen sei. Flora sei ihr ein wenig blaß erschienen; die arme Kleine habe sich sicher bei der Arbeit übernommen — und Frau von Ostien hätte lebhaft bedauert, daß Carlot so gar nichts mehr von sich hören ließe.

„Ich werde wieder einmal hingehen,“ sagte Carlot und nickte zerstreut; „ich werde mir Zeit schaffen — man darf nicht unhöflich sein“ . . .

Um fünf Uhr brachte er Hertha nach dem Hotel

zurück, wo er sich gleichzeitig auch von Bernitz und dem Fröschlein verabschiedete, die am nächsten Tage nach Rosenhagen zurückwollten, allerdings nur auf kurze Zeit. Im Juni sollte die Hochzeit Halm's und Edith's stattfinden, und da mußte bald an den Einkauf der Ausstattung gedacht werden.

Carlot ging zu Fuß nach seiner Wohnung zurück. Er lächelte, als er an einer Litfaßsäule mit weit hinleuchtenden Buchstaben, den Erfolg gleichsam in alle Winde posaunend, die Ankündigung der ersten Wiederholung der ‚Kinder der Sonne' sah. Das Glück war Halm zu gönnen, um so mehr, da es kein vom Himmel gefallenes, sondern ein schwer errungenes war. Es bedeutete in gewisser Weise wirklich einen ‚Sieg des Idealismus', wie Elimar Teubner sich wunderschön ausgedrückt hatte, und auch wieder einen Sieg über die Schablone der modern gewordenen tragischen Philisterstücke. Selten hatte die Kritik sich so einstimmig lobend verhalten, wie in dem Urteil über die ‚Kinder der Sonne'. Nicht übel faßte der Rezensent mit der großen Nase in seiner bereits am Morgen nach der Première erschienenen Kritik seine Ansicht über das Märchen und dessen Stellung zu der modernen Produktion in folgenden Sätzen zusammen:

„Der gestrige Abend hat wieder einmal den Beweis geliefert, daß nichts thörichter ist, als das Bestreben, die Poesie in die Zwangsjacke irgend einer

besonderen ‚Schule' stecken und sie nach sorgsam und zuweilen auch recht geistreich aufgestellten Regeln und Thesen einer ‚Richtung' anbequemen zu wollen. Alle diese Schulen und Richtungen sind im Grunde genommen doch nichts weiter als Modesache, und wenn man selbst zugeben will, daß auch die Mode als fördernder oder hemmender Kulturfaktor im geistigen Leben der Völker eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen berufen ist, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß die wahre Poesie von keiner Mode abhängig ist, sondern fessellos ihren Höhenflug zu den Sternen nimmt. Welche Vermessenheit, den kastalischen Quell in Warmröhren leiten zu wollen! Meint Ihr, daß Mode und Kunst keine feindlichen Pole seien, so ordnet wenigstens die Mode der Kunst unter und verlangt nicht, daß die Musen nach den Melodien tanzen, die Ihr gerade auf der Walze habt, weil sie ‚zeitgemäß' sind. Homer besingt die Morgenröte und Hafis den Wein, der Psalmist die Herrlichkeit Gottes und Tyrtäus der Menschen tapferen Sinn; Schiller singt der Freiheit ein Loblied und der Spott Heine's lacht das Philisterium aus; Shakespeare zeigt uns die zerschmetternde Wucht des Schicksals in großen historischen Bildern und Ibsen im Spiegel der Gegenwart; Björnson will uns zur Wahrheit zwingen, und Halm, der jüngste auf dem Parnaß, führt uns in das Sonnenreich heiterer Illusionen hinein

— — ja, so laßt sie doch sagen und singen, was sie wollen und können, ein jeder nach seiner Art, aber fordert von unsern Dichtern nicht, daß sie sich mit modernen Kravatten umschnüren, wenn ihnen die Farbe nicht ansteht! Wie sie uns auch entgegentritt, die Göttin Poesie — ob in Bauernkleidern oder in klirrender Wehr, ob im Alltagsgewande oder in starrender Seide, ob im Frack oder in luftigem Feenkostüm — wenn sie uns nur in silberner Schale ihre goldenen Früchte reicht, soll sie uns willkommen sein! Sie hat Flügel und bindet sich nicht an Ort und Zeit; freuen wir uns ihrer, ob sie in der Sprache der Alten zu uns redet, oder in der der Modernen — nur laßt sie nicht modisch werden!"

So hatte der Kritiker mit der großen Nase geschrieben, der sich über Nacht aus einem Paulus wieder in einen Saulus verwandelt hatte; er liebte die Metamorphosen.

Carlot freute sich aufrichtig über den Erfolg Halms. Die Zukunft des jungen Poëten schien damit gesichert zu sein — er konnte getrost sein Fröschlein heiraten. Carlot fiel ein, daß die Neigung Halm's zu der Kleinen eigentlich seltsam war. Er war eine ausgesprochene Dichternatur, und sie bei all' ihrer entzückenden naturwüchsigen Frische doch immer nur ein recht unbedeutendes Backfischlein mit einem Vogelhirn und hausbackenen Talenten. Daß die Ehe der beiden trotzdem eine glückliche werden

würde — daran zweifelte Carlot nicht. Ihre Herzen gehörten sich und gingen in einander auf, wenn auch der Geist des einen Teils himmelhoch den des andern überragte. Nicht die Vernunft sprach bei ihrem Verlöbnis das entscheidende Wort, sondern einzig allein die Liebe. War das so seltsam? — Nein, es war recht und natürlich. . . .

Grübelnd und gedankenvoll hatte Carlot den weiten Weg nach seiner Wohnung zu seinem Erstaunen sehr rasch zurückgelegt. Unerwartet schnell stand er auf dem Hofe des Künstlerhauses; ein Kandelaber goß blasses Licht über die bizarr geschmückten Wände und den Brunnen mit den Tritonen. Auch hinter dem Spitzbogenfenster in dem kleinem Zimmer des Professors Schellner war es hell. Der Bildhauer mußte zu Hause sein.

Carlot stieg die Treppe hinauf. Auf dem Flur vor seiner Wohnung wartete Heinrich auf ihn; er hatte sich auf das Fenstergesims gesetzt und schien eingeschlafen zu sein, denn er sprang polternd und turkelnd zur Erde, als er die nahenden Schritte seines Herrn hörte, und machte ein sehr verlegenes Gesicht.

„Nun?“ fragte Carlot; „was ist Dir denn, Junge?“

„Entschuldigen der Herr Graf“, antwortete der Kleine, „aber da ist“ — mit seiner Satzbildung kam er nie recht in Ordnung — „eine Dame ge-

kommen und wollte nicht wieder weggehen und sagte, sie wollte den Herrn Grafen erwarten, und da habe ich denn auch auf den Herrn Grafen warten wollen“ ...

„Eine Dame —? In meinem Zimmer?“

„Ja, Herr Graf. Sie sitzt da“. . . .

Unschlüssig blieb Carlot einen Augenblick stehen. Das war Kitty. Er wußte es, ehe er sie noch gesehen hatte. Er glaubte, das Parfüm ihres Kleides in der Luft zu wittern. Das war Kitty. Diese Wahnsinnige! Im Dunkel schlich sie sich zu ihm und — wollte sie ihm eine Scene machen? Gut denn — er fühlte sich stark. Es mußte zu Ende kommen.

Mit fester Hand öffnete er die Thür. Im Zimmer brannte kein Licht, da aber die Rouleaux nicht geschlossen waren, so fiel vom Hofe ein matter Glanz in das Gemach hinein. Am letzten Fenster saß Kitty und erhob sich sofort beim Eintritt Carlots.

Er sah, daß in ihrem weißen Gesicht die Augen wie glühende Kohlen leuchteten.

Sie bot ihm beide Hände, aber er achtete nicht darauf.

„Mein Diener ist im Vorzimmer, Fräulein Baranius“, sagte er kühl. „Es wäre mir unangenehm, wenn er etwa Ohrenzeuge einer Komödie werden sollte. Ich denke auch, wir sind fertig mit einander“.

„Nein, noch nicht, Carlot“, antwortete sie leise, mit einem wehen Klang der Stimme; „willst Du mich fortschicken, so thu' es, aber erst — nachdem Du mich gehört hast. Ich wußte bereits gestern Abend, daß Du für mich verloren sein würdest und — ich habe mich meinem Schicksal ergeben. Ich werde es tragen, weil ich es verdient habe. Ich leugne auch nichts — es mag alles wahr sein, was man — was Berkow Dir über mich erzählt hat. Es mag alles wahr sein. Aber ich habe Dir noch etwas zu sagen, Carlot. Du willst nicht, daß ich Deinen Namen trage. Ich begreife es. Doch ich liebe Dich so, daß ich mit tausend Freuden meinen Namen und das Letzte, was ihm an gutem Ruf geblieben ist, zu opfern bereit bin, wenn Du mich nicht von Dir jagst. Laß' uns fliehen — mir ist es gleich wohin — nach Paris oder Italien oder Spanien. Hörst Du?! Ich bin im Besitze großer Mittel. Ich kann jeden Augenblick Hunderttausende beschaffen. Wir werden also nicht nur von äußeren Sorgen frei sein, auch Deine Kunst wird sich mächtig entfalten können. Draußen in der Welt fragt niemand darnach, ob wir verheiratet sind oder nicht — und ich will schon zufrieden sein, wenn ich bei Dir sein und Dich lieben darf. Und ich liebe Dich wahnsinnig, Carlot!“

Sie hob die gefalteten Hände zu ihm auf. Ihr Gesicht lag im Schatten, aber die großen schwarzen

Augen sah Carlot noch immer funkeln — wie zwei Irrlichter, die über einem Sumpfe tanzen. Und es war auch ein Sumpf, an dessen Rande sie stand und in den sie den andern mit hinabziehen wollte.

„Sie wissen nicht, was Sie sprechen, Kitty," sagte Carlot sanft und voll leisen Mitleids; „haben Sie denn Ihre Mutter ganz vergessen —?"

Kitty schüttelte den Kopf.

„Was geht mich meine Mutter an!" entgegnete sie hart, und diese Worte klangen Carlot so entsetzlich, daß ihn ein eisiger Schauer überlief. „Sie hat mir das Leben gegeben, das einzige Geschenk, und noch dazu ein fragwürdiges, für das ich ihr zu danken hätte. Mutterpflichten hat sie mir gegenüber nie gekannt — ständ' ich sonst bettelnd vor Dir, Carlot?!"

Ein widriges Empfinden beschlich Diehmen. Wo hatte er seine Augen gelassen, daß er diese verlorene Seele nicht längst durchschaut hatte!

„Kommen Sie zu sich selbst, Fräulein Baranius," sagte er; „es ist Wahnsinn, was Sie da sprechen — heller Wahnsinn! Wir haben beide zu vergessen — nichts weiter" . . .

„Wird Dir das Vergessen so leicht?" fragte sie mit zuckenden Lippen.

Er wollte antworten: ‚Ja — denn Sie machen es mir leicht' — aber er schwieg. Plötzlich glitt Kitty zu seinen Füßen und umfaßte seine Kniee.

Ein wildes Schluchzen schüttelte ihren Körper . . . Es war ein verhängnisvoller Augenblick. Carlot fühlte, daß seine ganze Zukunft von der nächsten Viertelstunde abhängig war. Er mußte eisern sein.

Er hob sie auf.

„Gehen Sie, Fräulein Baranius," sagte er dabei; „mein Diener wird Ihnen leuchten" — —

Kitty zuckte zusammen, als habe sie ein Faustschlag getroffen. Sie sprach kein Wort mehr. Sie ging schweigend.

Carlot hörte das Rascheln ihrer Kleider und sah die dunkle Gestalt hinter der Thür verschwinden. Die Thür fiel zu.

Er zündete die Lampe an und ließ die Rouleaux vor den Fenstern nieder. Dabei fiel sein Blick über den Hof. Kitty schritt an dem Brunnen vorüber dem Portale zu.

Ein befreiender Atemzug hob Carlot's Brust. Er war nicht untergegangen; der Schlamm der Großstadt hatte nur seine Sohlen genetzt. Aber blieb der nicht haften?

Diehmen war am Tische stehen geblieben und blickte in den gelben Schimmer der Lampe hinein. Ihm war, als sei der Blütenstaub der Jugend von seiner Seele gefallen. Er war wieder frei von den Banden der Schmach, und dennoch fühlte er sich grenzenlos elend.

VII.

Schellner hatte die Reliefs für das Gutfreund'sche Palais glücklich beendet. Er war in letzter Zeit fieberhaft fleißzig gewesen, doch nicht aus dem Innern heraus — mehr, um die ihn verzehrende tödliche Unruhe zu beschwichtigen. Was nützte es, daß er mit hundert Gründen der Vernunft gegen die Leidenschaft, die ihn beherrschte, anzukämpfen versuchte — die Flamme ließ sich nicht löschen. Diese lodernde Flamme brannte fort und fort, brannte alle Vernunft nieder und peitschte seine Seele durch alle Stadien des Empfindens, von jubelndem Glück bis zu tiefster Verzweiflung. Er hatte sich vorgenommen, nach Vollendung seiner Arbeiten für Gutfreund, die ihm fürstlich honoriert worden war, Berlin auf längere Zeit zu verlassen. Er wußte seine Kinder unter der Obhut der Frau Dr. Hertzog in besten Händen, wollte zunächst eine Kaltwasserkur zur Beruhigung seiner zerrütteten

Nerven gebrauchen, dann nach Italien und später in die Tyroler Berge gehen.

Nun war es so weit, und nun schwankte er doch wieder. Monatelang die geliebte Frau nicht sehen und ihre Nähe nicht spüren zu dürfen — das war ein unerträglicher Gedanke für ihn. Sie war so verwachsen mit seinem Fühlen und Empfinden, seinem ganzen geistigen Leben, daß sie beständig an seiner Seite zu sein schien. Es war eine tolle Leidenschaft — ganz gewiß — aber auch mehr. Eine Leidenschaft, die in Kämpfen und Schmerzen geläutert worden war, und der die Sehnsucht beider, Frieden des Herzens zu finden, eine höhere Weihe gab.

Mehr als einmal hatte sich Schellner gefragt: wie soll das enden? Doch er grübelte nicht darüber nach — die Frage blieb ohne Antwort. Er war kein starker Charakter, dessen fester Wille genügt hätte, die ihn umspinnenden Fäden zu zerreißen. Er hatte auch nie Selbstbeherrschung besessen, sondern sich von jeher daran gewöhnt, jeder Regung nachzugeben. In seiner jetzigen Stimmung und in dem Zustande, in dem sich sein Nervensystem befand, war ihm ein energisches Aufraffen ebenso unmöglich wie schleunige Flucht. Er stand wie im Zauber eines geheimnisvollen Bannkreises; er konnte nicht vorwärts und nicht mehr zurück.

Nur eines hatte er jetzt erst gelernt: den lin-

dernden Trost der Arbeit. Sie hatte ihn wenigstens vor einem Rückfall in das Lotterleben von ehemals bewahrt. In den Künstlerkneipen und im Verein ließ er sich fast gar nicht mehr sehen; er kam wenig aus seinem Atelier heraus und las viel, wenn er nicht arbeitete, konnte sich auch stundenlang mit seinen Kindern beschäftigen. Seit der Première der ‚Kinder der Sonne‘ war er nicht mehr mit Berkow's zusammengetroffen. Der Hauptgrund dafür war die Thatsache gewesen, daß die beschleunigte Beendigung der Reliefs ihn von früh bis spät in Anspruch nahm. Nun waren sie fertig; die Arbeiter hatten sie in früher Morgenstunde abgeholt. Das Atelier stand wieder leer, und die paar Gypsabgüsse an den Wänden schauten traurig auf den verödeten Raum herab.

Es war an dem Tage, an dem der Kalender Frühlingsanfang verkündet. Und ein Hauch des nahen Lenzes schien auch bereits die Welt zu durchwehen. Schellner hatte, nachdem die Arbeiter sein Atelier verlassen, einen Spaziergang durch den Tiergarten gemacht. Das that ihm gut. Noch vor wenigen Tagen war dichter Schnee gefallen. Heut war die Luft lind und von warmer Feuchtigkeit durchtränkt. Wie ein zarter, lichtgrüner Schleier hing es über Bäumen und Sträuchern. Eine einzige Nacht hatte die ersten Knospen in's Freie gelockt. Sie lugten scheu und verstohlen aus dem braunen

Geäste hervor, als fürchteten sie sich, wohl wissend, daß ein eisiger Windhauch ihr junges Leben wieder zerstören könne. Der Himmel war bedeckt, aber nicht völlig; ab und zu leuchtete die Sonne hell-auf und mischte dann in den grünen Flimmer blasse Oliventöne und ein mattes Kupferrot.

Schellner war durch die Boskets geschritten, die das Denkmal Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise umgeben. Die schöne Luft hatte ein ganzes Heer von jungen Müttern, Ammen und Bonnen mit ihren Jüngsten ins Freie gelockt. Auch seine beiden eigenen Jüngsten fand der Professor unter der umhertobenden kleinen Welt. Sie hatten ihn schon von weitem erkannt und stürzten ihm, von dem Mädchen gefolgt, mit lautem Jauchzen entgegen. Schellner nahm den einen auf den Arm und den andern an die Hand und ging mit ihnen ein paar Mal auf und ab, spielte mit Egon Ball und erzählte den kleinen Hans das Märchen von dem Königssohn, der nichts lernen wollte und deshalb ein Bauernjunge wurde. Dann sagte er dem Mädchen, daß Frau Dr. Hertzog ihn um drei Uhr zum Mittagessen erwarten könne, und schritt weiter. Eine wohlige, lange nicht empfundene Wärme hatte sein Herz erfüllt. Sein Auge blickte freier als sonst und ein Lächeln spielte um seinen Mund. Ein Junge mit Veilchen kam ihm eutgegen und bettelte ihn an; Schellner nahm eines der

kleinen Sträußchen, steckte es an seinen Überrock, warf dem Jungen ein Markstück in den Korb und freute sich an dem selig erstaunten Gesicht des Beglückten.

Sein Weg führte ihn an dem neuen Hause Gutfreund's vorüber. Es war bis auf den Fries vollendet, aber mächtige hängende Gerüste an der First des Palastes deuteten darauf hin, daß man demnächst an die Einfügung der fertigen Reliefplatten gehen würde. In dem Augenblick, da Schellner, in eine Seitenstraße einbiegend, den Damm überschritt, rollte eine offene Equipage so dicht an ihm vorbei, daß er einen Schritt zurücksprang, um nicht verletzt zu werden. Mit ärgerlichem Ausruf blickte er auf und erkannte Rothwyl im Fond des Wagens. Der Banquier schien zerstreut zu sein, denn er erwiderte den raschen Gruß Schellner's nicht; auch das aschfarbene Gesicht des Mannes fiel dem Bildhauer auf. So sah keiner aus, der an diesem ersten Frühlingstage den Lenz mitfeiern half.

Schellner war jetzt ganz in die Nähe der Villa Berkow's gekommen. Einen Augenblick schwankte er; dann entschloß er sich zu einem kurzen Besuche. Es war Frühstückszeit, und Arnd pflegte in den letzten Wochen pünktlich bei den Mahlzeiten zu erscheinen; der Bildhauer entsann sich, daß er sowieso noch einiges Geschäftliche mit ihm zu besprechen hatte.

Er zog die Klingel und fragte den öffnenden Diener, ob der Herr Baumeister zu Hause sei. Nein — der Herr Baumeister sei seit einigen Tagen verreist. Richtig — das hatte Schellner vergessen; Berkow war ja auf dem Schlosse des Herzogs von Rattyn. Aber die gnädige Frau? — Die gnädige Frau habe allerdings gesagt, sie nehme heute keine Besuche an, aber —

„Ich will einmal fragen, Herr Professor," schloß der Diener, der Schellner als einen stets willkommenen Freund des Hauses kannte, und sprang die Treppe hinauf.

Er kehrte nach einer kurzen Minute wieder zurück — die gnädige Frau ließ bitten, sie sei in ihrem Zimmer. Schellner kannte die Örtlichkeit, er brauchte nicht geführt zu werden. Aber sein Schritt war langsamer geworden, als er durch die Gemächer ging, und sein Gesicht nachdenklicher. Was wollte er bei Sidi? Ihre Hand küssen und ein paar alltägliche Worte mit ihr plaudern, so wie sie in letzter Zeit immer mit einander gesprochen hatten. War es nicht eine nutzlose Erneuerung der alten Herzensqualen? — Die Lippe sprach von allerlei Gleichgültigem, und wenn sich die Blicke trafen, erschauerten beide . . .

Die letzte Zimmerthür war offen. Erstaunt blieb Schellner auf der Schwelle stehen. Es sah wüst aus in dem Boudoir Sidi's. Hundert verschiedene Gegen=

stände, Toilettesachen, Briefschaften, Bücher lagen bunt umher, auf Tischen und Stühlen verstreut, und in der Mitte des Gemachs stand ein riesiger Reisekorb, über dessen aufgeklapptem Deckel ein seidener Rock hing. Was sollte diese Unordnung? Rüstete auch Frau Sidi zu einer Reise? —

Die junge Frau trat ein, und ihrem tiefblassen Gesicht wie ihren raschen nervösen Bewegungen merkte der Professor sofort an, daß sich irgend etwas außerordentliches ereignet haben mußte.

„Verzeihung, Herr Professor," sagte sie, ihm die Rechte entgegenstreckend, „daß Sie mitten in ein Chaos hineingeraten ... Aber, Sie sehen — ich stehe auf dem Sprunge, das Haus zu verlassen"...

Schellner schaute sie fragend an. So hatte er Sidi noch nie gesehen. Sie hatte wieder, wie es ihr in erregten Momenten eigen war, die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen. Um ihre Mundwinkel zuckte es wie in verhaltenem Weinen; mit den Händen knäulte sie ein Battisttuch zusammen.

„Ja aber — um Gotteswillen, was giebt es denn?!" stieß Schellner endlich hervor.

Sidi wollte antworten, doch sie kam nicht dazu. Sie sank in den nächsten Sessel und brach in ein heiseres hysterisches Weinen aus ... Schellner sprang eiligst zurück und schloß die Thür des nächsten Zimmers, damit die Dienstboten nicht zu Zeugen

der seltsamen Scene würden. Dann näherte er sich Sidi und nahm ihre Hand.

„Fassung, gnädige Frau," sagte er weich. „Vertrauen Sie sich mir an und erzählen Sie mir, was vorgefallen ist. Ich habe immer noch die Berechtigung, mich — Ihren Freund nennen zu dürfen"...

Sidi richtete sich hastig auf, sah Schellner mit den rot geschluchzten Augen starr an und fragte, mit der Rechten sein Handgelenk umklammernd:

„Kennen Sie Fräulein Kitty Baranius?"

„O gewiß?" antwortete der Bildhauer nickend.

„Und wußten Sie, daß Arnd in einem Liebesverhältnis zu dieser abscheulichen Person gestanden hat?"

Schellner schaute überrascht auf.

„Was?! – Arnd und" — er lachte. „Nein, gnädige Frau, das ist mir allerdings neu und — ich bezweifle es auch. Ich halte es für unmöglich."

Sidi nestelte, ohne ein Wort zu entgegnen, an der Tasche ihres Morgenrocks und holte ein kleines Päckchen Briefe hervor; ein rotes Band umschlang sie, und unter diesem lag ein weißes Kartonblättchen in Visitenkartengröße, auf dem mit Bleistift die drei Buchstaben p. d. a. — „pour dire adieu" — geschrieben waren.

Es war die Rache Kitty's an Arnd Berkow.

Schellner hielt das Packet unschlüssig in der Hand.

„Soll ich es öffnen?“ fragte er.

„Oeffnen und lesen Sie,“ entgegnete Sidi.

Der Professor löste das Band und durchflog den ersten Brief, dessen Handschrift er auf der Stelle als die Arnd's erkannte. Sein Gesicht färbte sich während der Lektüre unmerklich bleicher, und in seine Augen trat der phosphoreszierende Schimmer, den sie zuweilen annahmen, wenn ihm das Blut stark zum Hirn drängte.

Er legte den Brief wieder zu den übrigen und schlang das rote Band von neuem um das Päckchen, das er Sidi zurückreichte.

„Ich habe genug gelesen,“ sagte er. „Der erste Brief erklärt mir alles. Wann erhielten Sie das Packet, gnädige Frau?“

„Gestern Abend.“

Schellner neigte den Kopf. Knut Knutsen, dem er heut früh im Portale des Künstlerhauses begegnet war, hatte ihm in fliegender Aufregung mitgeteilt, daß Frau Baranius mit ihrer Tochter, ganz plötzlich und ohne Abschiedsbesuche zu machen, verreist seien — nach der Riviera wahrscheinlich, vielleicht auch nach Paris. Niemand wisse genaues, niemand ahne den Grund. Die Dienerschaft sei mitgenommen und die Wohnung verschlossen worden. Knut Knutsen hatte ein tief betrübtes Gesicht gemacht — eine freigebige Beschützerin war ihm verloren gegangen . . . Was aber hatte Kitty zu ihrer

niederträchtigen, selbstschänderischen Handlungsweise bewogen? Ein pllötzicher Abbruch des Verhältnisses von seiten Berkow's? — Ganz gleich — die Thatsache war da, und mit ihr mußte gerechnet werden . . .

Sein gesenkter Blick hob sich. Sidi saß erwartungsvoll vor ihm, zwei rote Flecken auf den Wangen, mit fiebernden Augen und hin und her zupfenden Fingern — ein Bild krankhafter Erregung.

„Seien sie verständig, gnädige Frau," sagte er bittend.

Sie sprang auf, stieß mit dem Fuße einen Hutkarton, der neben dem Stuhle stand, hastig bei Seite und riß, die Hände anspannend, ihr Taschentuch mitten durch.

„Verständig?!" wiederholte sie schrill. „Ich war es bis jetzt — ich werde es auch weiter sein! Aber auch gegen mich selbst! . . . Ihr Philosoph hat recht, Herr Professor: das Mitleid kann zur Thorheit werden und die Pflicht zum Wahnsinn, wenn man das Selbst ganz außer Augen läßt! — Ich habe unmenschliches gelitten in diesem letzten Jahre — jetzt ist es genug! Ich will nicht länger ein Spielzeug für die müßigen Stunden meines Mannes sein — ich will Achtung und Liebe haben — ich will" — —

Wieder brach ihre Stimme und wieder verfiel

sie in heftiges Weinen. Schellner versuchte, sie zu trösten und sagte ihr hundert beruhigende Worte — ach, wie wurde ihm das schwer! War doch die Stunde da, in der auch sie die Fesseln einer unglücklichen Ehe lösen wollte — die Stunde der Freiheit! —

Er nahm Sidi am Arm und führte sie zum Divan. Er hätte sie am liebsten mit tollem Jauchzen an seine Brust gedrückt oder wäre vor ihr niedergesunken, um ihre Füße zu küssen — aber er nahm seine ganze Mannheit zusammen, ruhig zu bleiben.

„Setzen Sie sich, gnädige Frau,“ sagte er, „und übereilen Sie nichts. Ich begreife, daß Sie sich in namenloser Erregung befinden, doch gerade in Stunden wie dieser bedarf man doppelt der Klarheit des Denkens. . . . Was wollen Sie thun?“

„Ich bin im Begriff,“ antwortete sie, sich mühsam beherrschend, „das wenige, was mir persönlich gehört, zusammenzupacken und vorläufig mit den Kindern zu den Eltern überzusiedeln. Arnd soll mich nicht mehr hier finden — ich will nicht eine Nacht mehr mit ihm unter gleichem Dache bleiben! Dann werde ich zu Dr. Friedberg gehen, um die Scheidung einleiten zu lassen.“ . . .

Er senkte wieder den Kopf.

„Ist das unwiderruflich?“ fragte er leise.

„Unwiderruflich,“ wiederholte sie fest. „Es kann Ihnen längst nicht mehr unbekannt sein, Herr Pro-

fessor, daß ich mich tief unglücklich fühle. Ich habe an der Seite Arnd's auch niemals ein reines und ungetrübtes Glück gefunden. Im ersten Jahre unserer Ehe war ich noch zu jung und zu unreif, um zu dem völligen Bewußtsein der gähnenden Leere zu kommen, die in mir war. Dann aber erwachte nach und nach das Verständnis. Je fremder mir Arnd seinem Wesen nach wurde, um so einschneidender wurde in mir das Bedürfnis nach Ruhe und Frieden der Seele. Die geselligen Kreise, in die mein Mann mich führte, waren mir stets zuwider — ich habe mich Ihnen gegenüber oft genug darüber ausgesprochen. Es war mir verwehrt, mir Freunde zu erwerben; ich war immer nur auf mich selbst angewiesen und grübelte mich immer mehr in meine trostlose Verzweiflung hinein. Selbst meine Häuslichkeit wurde mir fremd; es war ja niemand da, für den ich häuslich sein konnte und niemand, der es mir gedankt hätte! Für Arnd gab es hier nur ein Nachtquartier — auch das, was ihm im Trubel seines Geschäftsleben an Innigkeit des Empfindens noch verblieben sein mag, trug er aus dem Hause hinaus. Die Briefe an Kitty Baranius bezeugen es. Sie machen den Entschluß fest, mit dem ich mich lange getragen habe. Unsere Ehe war eine Thorheit, wenn auch eine unverschuldete. Ich kann mir und ich will auch Arnd keinen Vorwurf machen. Ich war ein unerfahrenes Kind, als ich heiratete,

und Arnd hat es nicht verstanden, dieses Kind zu seiner Frau zu erziehen. Seine Geschäfte waren ihm mehr als ich, und sein unbändiger Freiheitsdurst ließ ihn vergessen, daß auch die Ehe eine Fessel ist. Er war der erste, der diese Fessel brach; ich zürne ihm nicht — er konnte nicht anders — er ist nicht für die Ehe geschaffen. Nun aber will auch ich frei sein! Ich will nicht länger lügen. Ich will aus Verhältnissen heraus, die sich mit der Zeit immer unerträglicher gestalten müssen. Ich will nicht noch unglücklicher werden und will nicht jede Hoffnung für ewig begraben, noch einmal — besseren Zeiten entgegensehen zu dürfen!"

Sie schlug die Augen nieder, als sie diese letzten Worte sprach. Schellner verstand sie. Wie ein klingendes Frühlingslied tönten sie an sein Ohr. Er nahm, sich vor ihr auf einem Taburett niederlassend, ihre Rechte zwischen seine Hände und drückte sie sanft.

„Daß es einmal zu einer Trennung Ihrer Ehe kommen würde", sagte er, „habe ich geahnt — nein, ich wußte es! In meiner eigenen traurigen Ehe fand ich ein Spiegelbild der Ihren. Die Meinige hat ein Höherer gelöst — und ich, der ich mich immer gern mit der Ergründung der dunklen Erscheinungen unseres Seelenlebens befaßt habe, sehe auch in der Thatsache, die Ihnen eine Handhabe für die Lösung Ihres Eheverhältnisses giebt, das

Eingreifen einer höheren, unsichtbaren Macht. Ich glaube an die Einflüsse sinnlich nicht wahrzunehmender Gewalten . . . Aber wir alle haften am Irdischen, Sidi. Vergessen Sie nicht, daß Sie Kinder haben —"

„Sie bleiben mir!" rief Sidi erregt, die Arme ausbreitend, als wolle sie ihre Kleinen schützen; „Arnd wird erfahren, daß ich einen Treubruchs-Prozeß gegen ihn anstrengen kann, und das Gesetz steht auf meiner Seite!"

„Nein, Sidi", wandte Schellner ein; „dem Gesetze nach gehören in jedem Falle die Kinder männlichen Geschlechts dem Manne und nur die weiblichen Geschlechts der Frau."

„Aber Arnd wird großmütig sein", fuhr Sidi rasch fort, während ihre Augen sich vor innerer Angst von neuem mit Thränen zu füllen begannen; „er wird großmütig sein, wenn ich mich verpflichte, von einem Treubruchs-Prozesse abzusehen, der ihm seine ganze Stellung und seinen Ruf kosten kann! Ich will mich in den äußerlich anständigsten Formen von ihm trennen, will im Frieden mit ihm auseinandergehen — — mein Gott, und er weiß doch auch, daß ich eine gute Mutter bin! Kann er die Kinder erziehen — die Mutter ersetzen?!"

„Ich habe immer viel von der Vornehmheit der Gesinnung Arnd's gehalten," wandte Schellner ein, „und glaube allerdings, daß er Ihnen auch die

Knaben nicht rauben wird, wenn Sie sich mit ihm über die Erziehungsfragen und manches andere in Ruhe einigen können. Aber all' das muß der Zeit überlassen werden . . . Was werden Ihre Eltern sagen?"

„Sie werden sich dem Unvermeidlichen fügen müssen."

„Wollen Sie erst die Rückkunft Arnd's abwarten" —

„Nein", fiel Sidi ein, „ich werde ihm morgen ausführlich schreiben . . ."

Schellner schwieg und sah wieder vor sich nieder. Geraume Zeit saßen sie sich stumm gegenüber, ein jeder heimlich bemüht, des anderen Gedanken zu erraten. Endlich fragte der Bildhauer mit schwer und wuchtig klingender Stimme:

„Giebt es kein Rückwärts mehr für Sie, Sidi? Sind Sie sich völlig klar über den folgenschweren Schritt, vor dem Sie stehen?"

„Völlig — völlig!" entgegnete sie, „und auch ein Zurück giebt es für mich nicht mehr. Ich habe genug erduldet, ich — — ‚ich will wieder in den Frühling hinein!' Das sind Ihre Worte, Schellner — ich habe sie nicht vergessen . . ."

Sie erhob sich und auch er stand auf und führte sie zum Fenster.

„Wir haben heute Lenzbeginn, Sidi", sagte er sanft; „die Natur erwacht und die Sonne wird

wärmer — die Welt geht dem Frühling entgegen. Auch Sie — und auch ich. Ja, auch ich spüre das Frühlingswehen in meiner Brust. Wir waren krank und werden wieder genesen. Freilich — ohne Schmerz keine Heilung. Es werden noch trübe Tage für Sie kommen, aber — hoffen Sie und lassen Sie mich mit Ihnen hoffen! Ich brauche Ihnen nicht noch einmal zu gestehen, was Sie längst wissen und was Ihnen jeder meiner Blicke gesagt hat, so oft wir uns wiedersahen seit jenem verhängnisvollen Winterabend, an dem mir das Herz auf die Zunge trat — hier war's, hier in Ihrem Zimmer! O, welche Qualen habe ich in dieser langen Zeit erdulden müssen! Denken Sie noch an das letzte Weihnachtsfest zurück, Sidi? — In dem täglichen Kampfe zwischen meiner Freundschaft für Arnd und meiner" —

Er konnte nicht weiter sprechen — Sidi fiel ihm, warnend und wehrend die Hand erhebend, ins Wort:

„Still, Schellner! Ich will es nicht hören — das, was Sie sagen wollten! Geben Sie mir Ihre Hände und schauen Sie mich an! Ich warte mit Ihnen auf bessere Zeiten und auf den kommenden Frühling! Wir verstehen uns beide . . . Und nun gehen Sie, Freund! Wir dürfen uns nicht mehr sehen, so lange ich noch die Gattin Arnd's bin. Erst muß ich frei sein!"

Sie preßte seine Hände mit fieberheißem Druck; ihre Augen leuchteten. Ja, sie verstanden sich beide! — Schellner küßte, sich tief zu ihr herabneigend, ihre Hände. Seine Brust ging schwer. Er konnte nur die beiden Worte „Auf Wiedersehen" hervorstammeln — dann schied er.

Sidi lehnte sich, als er gegangen, todesmatt gegen den Fensterpfeiler. Wäre doch schon die Entscheidung da! Aber welche Kämpfe standen ihr noch bevor! . . . Sie stampfte mit dem Fuße auf. Sie wollte kämpfen, wollte diese verruchte, lügnerische Ehe gelöst wissen, selbst um den Preis —

Nein! Sie schrie leise auf und, von wahnsinniger plötzlicher Angst gepackt, stürzte sie in das Kinderzimmer und ihrem harmlos spielenden Jungen zu Füßen . . .

* * *

Inzwischen hatte Arnd die erste flüchtige Inspektion des Schlosses Rattyn beendet. Die Aufgabe, die der Herzog ihm übertragen, war eine lohnende und vor allem eine höchst interessante. Der alte Bau war von so riesenhaften Mauern umgeben, daß er noch Jahrhunderten trotzen konnte — es handelte sich nur um eine stilgemäße Restaurierung des Innern, an dem verschiedene Generationen meist recht geschmacklos und mit sparsamen Mitteln herumgeflickt hatten. Der rechte Flügel des Schlosses, den schon der Vater des jetzigen Herzogs,

der ein Freund Schinkel's gewesen war, nach der Anleitung des Genannten hatte ausbauen lassen und in dem die herzogliche Familie zu wohnen pflegte, wenn sie Rattyn besuchte, war der einzige Teil, der ziemlich unverändert stehen bleiben konnte, während der kolossale Mittelbau und der linke, ganz verzopft und verschnörkelt konstruierte linke Flügel einer völligen Renovation bedurften. Da der Herzog Arnd indessen bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt hatte, so ließ sich schon etwas anfangen. Und Arnd brachte der Idee, obschon ihre Ausführung es nötig machte, seine Thätigkeit in der Hauptstadt für die nächste Zeit sehr einzuschränken, einen wahren Feuereifer entgegen. Den ersten Tag hatte er damit zugebracht, unter der Leitung des Schloßverwalters den ganzen Bau auf das Ausführlichste zu besichtigen; dann begann er, Notiz- und Skizzenbuch in der Hand, für die einzelnen Räumlichkeiten seine Pläne zu entwerfen.

Auch abgesehen von dem regen Interesse, das ihm der Auftrag des Herzogs einflößte, fühlte sich Arnd in diesen Tagen außerordentlich wohlig. Er war im Grunde genommen glücklich darüber, einmal auf kurze Zeit dem Berliner Trubel entrückt zu sein und hier in tiefster Einsamkeit einer ihn wirklich ganz befriedigenden Thätigkeit leben zu können. Es war eine Abwechslung, die angenehm beruhigend auf seine überhetzten Nerven wirkte. Auf Befehl

des Herzogs war ihm eine ganze Flucht von Zimmern zur Verfügung gestellt worden, und für sein leibliches Wohl sorgten neben der wohlgefüllten Schloßkellerei in bester Weise die alten Kastellansleute, mit denen er sich von der Stunde seiner Ankunft ab auf freundschaftlichen Fuß gestellt hatte.

Es war am fünfundzwanzigsten März, einem wonnighellen, goldklaren Lenztage, als Arnd in dem großen, im ersten Stockwerk des Mittelbaues befindlichen Saale einige notwendige Vermessungen vornahm. Diesen Saal, einen riesenhaften Raum mit hohen Spitzenbogenfenstern, von denen aus man einen entzückenden Rundblick auf die Hügellandschaft der Scharfenau hatte, dachte sich Arnd als das Prunkstück des ganzen Schlosses. Er hatte bereits damit begonnen, eine Zeichnung zu entwerfen und war soeben im Begriff, den Umfang der mächtigen Säulen abzumessen, welche die Decke trugen, als der Kastellan mit dem Frühstück eintrat. Der alte Mann deckte einen, in einer der tiefen Fensternischen stehenden Tisch, setzte die Teller mit einer kalten Kollation darauf, eine Flasche Rüdesheimer und einen Römer daneben und wandte sich dann, auf den Tisch weisend, mit der Bemerkung an Arnd:

„Es ist auch ein Brief angekommen, Herr Baumeister“ . . .

Berkow nahm hastig den Brief zur Hand. Gott

sei Dank — endlich! Von Sidi! Er hatte täglich, wenn auch nur eine Postkarte, geschrieben, sie aber hatte bis heute mit der Antwort warten lassen. Während der Kastellan mit einem neugierigen Blick auf die angefangene Zeichnung den Saal wieder verließ, nahm Arnd am Frühstückstische Platz, trank erst ein Glas Rheinwein und riß dann den Brief, von dem er gute Nachrichten aus der Heimat erwartete, auf.

Schon nach der Lektüre der ersten Zeilen stutzte er; eine quälende Unruhe bemächtigte sich seiner. Sein Blick wurde stier, während er weiter las; seine Wangen nahmen eine kalkige Färbung an, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Aber er las, ohne die Hand sinken zu lassen, den Brief bis zu Ende durch — zwölf eng geschriebene Seiten — das Bekenntnis eines unglücklichen, nervös zerquälten jungen Weibes, das nach Freiheit schrie.

Arnd stützte Stirn und Kopf auf seine Fäuste. Träumte er — einen schrecklichen, einen ganz wahnwitzigen Traum?! Herr Gott im Himmel, war es denn möglich, daß das Unglück so plötzlich und so riesengroß über ihn hereinbrechen konnte?! — Was er für undenkbar gehalten hatte, war geschehen: Kitty hatte ohne jede Rücksicht darauf, daß sie den Ruf ihres eigenen Namens durch den Kot schleifte, seine Briefe an Sidi gesandt; sie hatte sich noch im Untergehen an ihm gerächt.

Ein prickelnder Schmerz zuckte durch die Hirnnerven Berkow's. Es war gräßlich! Sidi drang auf Scheidung — sie hatte moralisch und formal juridisch das Recht dazu. Es war fraglos, daß jede Frau, die ihren Mann liebte, bei der Entdeckung einer Treulosigkeit des Gatten in wahnsinnige Erregung geraten mußte — aber gerade die Frauen, die ihren Mann wirklich und wahrhaft liebten, riefen sicher nicht bei der ersten sich bietenden Gelegenheit nach dem Richter. Tiefer liegende Gründe mußten Sidi bewogen haben, den infamen Streich Kitty's als Hebel zu benutzen, um ihre Eheketten zu sprengen.

Ihr Brief war im ganzen ruhig im Tone gehalten. Nur dann und wann tauchten wunderliche Phrasen auf, die Arnd fremdartig berührten. Sie schien sie irgendwo gelesen zu haben, und dann hatten sie sich in ihrem Denken festgesetzt, vielleicht ohne daß sie ihren Sinn begriffen hatte — eine Art von fixen Ideen. Wendungen wie „Entweihung" oder „Lüge der Ehe", wie „seelisches Sterben", „Verdorren jeder individuellen Neigung", „Verkümmerung des eigenen Ich", „Pflicht gegen sich selbst" kehrten mehrfach wieder. Es war, als flösse der Brief aus einer Doppelseele, aus einer hypernervösen und phantastischen und einer zweiten, die sich ihres Wollens und ihres Zieles kräftig bewußt ist.

Arnd erhob sich, steckte den Brief zu sich und rief nach dem Kastellan. Er erklärte ihm, eine dringliche Angelegenheit riefe ihn auf der Stelle nach Berlin zurück; er werde dem Herzog schreiben und um kurzen Aufschub bitten. Dann ersuchte er den Kastellan um einen Wagen, der ihn nach Merseburg bringen sollte. Der Alte, ganz verwirrt über das eingetretene Hindernis, eilte kopfschüttelnd davon, um den Kutscher zu benachrichtigen, und Arnd packte in Hast und Eile seinen Koffer. Dabei fiel ihm eine Tasche aus Saffianleder in die Hände, die er auf jeder Reise mit sich führte und welche die Photographien Sidi's und seiner Kinder enthielt. Er öffnete sie, setzte sich auf einen Stuhl und betrachtete das Bild seiner Frau. Heiße Thränen rollten ihm in den Bart. „Meine süße, süße Sidi," stammelte er leise. Das Herz drohte, ihm brechen zu wollen.

Der Wagen war vorgefahren. Arnd nahm kurzen Abschied von den Kastellansleuten und stieg ein. Man fuhr kaum eine Stunde bis Merseburg, durch Wald und Thal, zwischen noch bräunlich getönten Wiesen und weiten unter dem geschmolzenen Schnee grünlich leuchteten Saatstrichen hindurch. Aber der arme Mann im Wagen sah nicht die Reize der sich im Schmucke des ersten Frühlings dehnenden Natur. Er sah immer nur ein liebes, liebes Frauengesicht vor sich, zwei Augen, die sich für

immer von ihm abwenden wollten, und ein Lippenpaar, das er nie wieder küssen sollte.

Als er in Merseburg eintraf, hatte es leise zu regnen begonnen. Es waren noch zwei Stunden Zeit bis zum Abgang des Zuges. Arnd setzte sich in eine Sofaecke des menschenleeren Wartesaals erster Klasse und las noch einmal den Brief Sidi's durch. Die Affaire mit Kitty Baranius erwähnte sie nur als treibenden Grund. Aber über die Trostlosigkeit ihres ehelichen Lebens erschöpfte sie sich in bitteren, hie und da von wehmütiger Melancholie getragenen Klagen. Arnd fühlte wohl heraus, daß manches in diesem langen, langen Klageliede einem falschen oder wenigstens getrübten Empfinden entsprang, in das sich allerhand ungesunde Strömungen mischten, Reizbarkeit, Hysterie und Sentimentalität, — daß aber ach, wie vieles auch nur gar zu berechtigt war. Es war wahr, daß er seine Frau böse vernachlässigt, daß er ihr eine Geselligkeit aufgedrungen hatte, die ihm eine lustige Zerstreuung verschaffte, ihre Weiblichkeit aber verletzen mußte — daß die lauschige Intimität der Häuslichkeit ihm immer nur einen oberflächligen Reiz gewährt, daß er eine Seelengemeinsamkeit, ein inniges Ineinanderaufgehen des einen Ich's in das des anderen niemals gepflegt hatte.

Das war das schlimmste, dies letzte — und es rächte sich jetzt. Seine Welt war das Draußen

gewesen; in den Schaukelbewegungen des modernen Lebens, das sich zwischen fieberhafter Arbeit und fieberhaftem Genuß abspielte, hatte er seine Befriedigung gefunden. Das Drinnen hatte für ihn stets nur an zweiter Stelle gestanden. Sein Herz hing voll tiefer und schmerzender Liebe an Sidi. Ja — er hatte sie immer geliebt, immer gleich heiß und gleich hingebend und gleich aufrichtig, bei allen seinen Tollheiten und Verirrungen — aber er hatte nicht ihre Gegenliebe zu fesseln verstanden. Er hatte weder ihr Herz bewacht, noch ihre Seele erzogen; seine Liebe, so innerlich sie in Wahrheit auch war, hatte sich in Äußerlichkeiten vertändelt . . .

Über den Brief hinweg, der ihm aus den Händen gefallen war, schaute Arnd mit verschleierten Augen auf den Estrich des Wartesaals, in dessen schmutzig brauner Färbung sich die Stapfen der mit nassen Füßen in das Gemach getretenen Reisenden markirten. Und dann glitt sein Blick aufwärts über das rote Plüschsofa ihm gegenüber und in den breiten Wandspiegel, der in leicht schräger Neigung darüber hing. In diesem Spiegel sah er ein grauweißes Gesicht mit dunklen Augenrändern und tief gezogenen Mundwinkeln, ein altes, leiddurchfurchtes Gesicht — sein eigenes. Wo war sein fröhliches Lachen geblieben und der Ausdruck heiterer Spottlust und die sorgenlose Stirn, von der alle

Widerwärtigkeiten des Alltagslebens abprallten wie Papierpfeile von einer ehernen Platte?! —

Er steckte den Brief wieder zu sich, erhob sich, ging einigemal im Salon auf und ab und stellte sich dann an die auf den Bahnsteig führende Glasthür. Der Zug war noch nicht eingefahren. Auf die Bedachung des Perrons trommelte der Regen hernieder und ergoß sich über die Eisenumrandung der Glasdecke mit klatschendem Geräusch auf die Schienenstränge. Arnd hörte mit Aufmerksamkeit auf das monotone Fallen des Regens. Er hatte die heiße Stirn gegen die Scheiben der Thür gelehnt; eine fiebrige Hitze ließ seinen Kopf erglühen. Das Herz schmerzte ihm stark. Tief grub sich die Reue in die Brust des Unglücklichen ein. Ach, daß er doch noch einmal wieder gut machen könnte, was er gefehlt hatte! Gefehlt — nicht aus böser Absicht nur aus thörichtem Leichtsinn und aus Unverstand! Er war ja nicht schlecht, war brav an Charakter und weich von Herzen. Aber er hatte sich vom Strome des Lebens fortreißen lassen, und von den Brücken, die das brausende Draußen mit dem stillen Drinnen verbanden, war eine nach der andern gebrochen. Gab es keine mehr, die ihn zurückführen konnte? —

Doch, doch — noch eine! Seine Kinder, vor allem sein süßer Junge, mußten ihm das Herz Sidi's wiedergewinnen! — Ein Passus aus dem

Briefe Sidi's fiel ihm ein. „Sei gütig, Arnd," schrieb sie, „und lasse mir beide Kinder. Sie gehören zur Mutter, sie sind noch zu zart, um die Mutterliebe entbehren zu können. Du sollst sie sehen, wann Du willst, und sollst keines Deiner Vaterrechte verlustigt gehen. Nur laß' sie mir! Ich will sie Dir zur Ehre erziehen und sie sollen täglich für Dich beten" . . .

So hatte Sidi geschrieben. Durch die Herzensangst Arnds fiel ein Sonnenstrahl froher Hoffnung. Diese lieben Kinder sollten ihn zu Sidi zurückführen . . . Er schöpfte neuen Mut und wurde ruhiger.

Der Zug brauste in den Bahnhof, und die Signalglocke schlug an. Arnd stieg in sein Coupé und lehnte sich in eine Ecke. Der Regen war stärker geworden; er prasselte gegen die Fenster und blieb in dicken Tropfen an den Scheiben hängen. Durch die neblig gewordene Luft war nichts von der vorüberfliegenden Landschaft zu sehen.

Arnd versank in eine Art Halbschlummer, in ein waches Träumen, das ihm allerhand glückliche Bilder vorgaukelte. Er sah sich zu Füßen Sidi's sitzen, und sie hatte seinen Kopf zwischen ihre Händen genommen und küßte ihn liebevoll auf die Stirn. Sie war wieder versöhnt — alles böse aus der Vergangenheit war gelöscht. Ein Dasein stillen und heiteren Friedens hatte begonnen. Er

warb zum zweiten Mal um das Herz der Geliebten und fand es wieder. Und diesmal hielt er es fest — so fest, daß es unlöslich mit dem seinem verbunden war. Es wurde ein Teil des eigenen Herzens . . . Mit einem tiefen Seufzer richtete Arnd sich auf. Wenn doch diese Hoffnung nicht trügen wollte! —

Berlin war erreicht. Berkow warf sich in eine Droschke und fuhr nach der Eisenacherstraße, der Wohnung der Ohlden's. Der General mußte ihn vom Fenster aus gesehen haben. Denn er öffnete selbst. Der alte Mann sah verstört und übernächtig aus.

„Ach Du lieber Gott, Arnd," jammerte er, „wie gut, daß Du kommst! Sidi ist halb verrückt — und die Mutter auch — und ich auch! . . Bringe mir die Geschichte wieder in Ordnung oder — ich weiß nicht, was ich thue" . . .

Die Generalin kam hinzu. Sie jammerte nicht, aber aus ihren geröteten Augen und den schlaff gewordenen Zügen sprach der Gram ihrer Seele.

Man trat in das Wohnzimmer. Sidi hielt sich noch zurück, auch von den Kindern war nichts zu sehen. Während der General wie ein rasender Roland, sich die Hände reibend, leise vor sich hermurmelnd und die Stirn in dicken Falten, im Zimmer auf und ab lief, berichtete seine Gattin in ruhiger Weise das vorgefallene. Sidi sei vor ein

paar Tagen in hochgradiger Aufregung zu ihr gekommen, und habe ihr von der Geschichte mit „jenem — jenem schrecklichen Frauenzimmer" erzählt und den Entschluß ausgesprochen, sich von Arnd zu trennen. Beide Eltern seien fast starr gewesen vor Schreck und Entsetzen, hätten alles mögliche versucht Sidi zu beruhigen und sie von ihrem Vorhaben abzubringen — aber da hätte sie gedroht, sich mit den Kindern in ein Hôtel einzuquartieren, wenn man ihr das Elternhaus verschließen wollte. Und nun sei sie da — und es sei unmöglich, ein verständiges Wort mit ihr zu reden. Auf alle Ermahnungen und Einwendungen hin habe sie immer nur die eine Antwort: „Laßt mich — ich weiß, was ich thue!" Sie sei wie verwandelt, sei eine ganz andere geworden — und sie sähe auch anders aus wie früher . . .

Die arme alte Frau schüttelte bekümmert den Kopf, und dabei liefen ihr die Thränen über die gefurchten Wangen. Sie legte ihre Hände auf die Arme Berkow's und sah ihn flehend an.

„Geh' zu ihr herein und sei gut mit ihr, Arnd," fuhr sie fort. „Du bist der schuldige Teil, Du hast Dich versündigt an ihr — aber, lieber Gott, ich kenne doch auch das Leben und ich kenne die Männer — sie machen leicht einmal eine Dummheit — und da braucht man doch nicht immer gleich an die Scheidung zu denken . . . Mein Alter ist auch ein ge-

höriger Schmetterling gewesen, als er noch jung war" —

„Nu laß' mich doch man aus dem Spiel," brummte der General dazwischen, in seinem Sturmmarsch durch das Zimmer einen Augenblick innehaltend.

„Ach was, ich werde sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist," gab Frau Mathilde ärgerlich zurück. „Arndchen, ich bitte Dich — sei lieb mit ihr! Führ' sie auf den rechten Weg zurück. Bitte sie um Verzeihung — und es wird alles wieder in Ordnung kommen. Du bist ja doch ein guter Mensch und Du wirst künftighin nicht mehr so 'ne — so 'ne Dummheit machen... Geh' 'rein zu ihr!"

Arnd küßte seiner Schwiegermutter die Hände.

„Wo ist sie, Mama?" fragte er.

„Im Eßzimmer, Arndchen. Sie erwartet Dich dort. Ihr seid da am ungestörtesten."

Arnd nickte und trat in das benachbarte Speisezimmer. Sidi stand in der Mitte, sich mit den Händen rückwärts auf die Platte des großen Eßtisches stützend. Berkow erschrak, als er sie sah. Die Veränderung, die in den letzten Tagen mit ihr vorgegangen, war auffallend. Ihr Gesicht war ganz schmal geworden, die Haut förmlich durchsichtig; die tief liegeuden Augen glimmten unheimlich. Eine hektische Röte flackerte zeitweilig wie ein rascher dunkler Brand über ihre Wangen.

Berkow streckte ihr die Hände entgegen.

„Sidi“, sagte er bebend, „kannst Du mir nicht verzeihen?“

Er näherte sich ihr und wollte sie an sich ziehen. Sie blieb stehen, beugte sich aber hintenüber und stemmte ihre Hände fest gegen seine Brust.

„Laß' das“, sagte sie rauh und heiser, „wir wollen verständig miteinander verhandeln.“

Arnd trat einen Schritt zurück. Es rann eisig durch seine Adern und sein Herz. Das war seine Sidi nicht mehr — die Mutter hatte recht: sie war eine ganz andere geworden. Es war ein fremdes Weib, das ihm gegenüber stand.

Er betrachtete sie lange mit Blicken, in denen ein tiefer Schmerz lag.

„Also verständig,“ wiederholte er mit bitterem Zucken des Mundes. „Wie willst Du das gehalten wissen? Sprich Dich aus.“

„Ich schrieb es Dir“, antwortete sie; der gleichförmige Klang ihrer Stimme fiel ihm auf. „Dies letzte böse Ereignis ist nur der Schlußring einer langen, langen Kette grauen Elend's gewesen. Ich brauche Dir nicht noch einmal zu sagen, was Du schon aus meinem Briefe weißt. In unserer Ehe — Schmach, daß **das** Ehe heißt! — bin ich nie Deine Gattin gewesen, höchstens Deine Geliebte, die Du aufsuchtest, wann es Dir paßte, die Du mit Toiletten und Brillanten schmücktest, auch dann und wann

einmal von der Welt Deiner Freunde anstaunen ließest — deren inneres Leben, Sehnen und Hoffen Dir aber gleichgültig war. Ich hätte an Deiner Seite zu Stein erstarren können, ohne daß Du es gemerkt haben würdest. Und ich will nicht nur vegetieren, sondern will leben. Ich will nicht nur mit gelegentlichen Zärtlichkeiten überschüttet, sondern will wirklich geliebt werden!"

„Ich erkenne die Vorwürfe, die Du mir machst, als berechtigt an," entgegnete Bernd, nach Ruhe ringend, „— obschon Du sie übertreibst. Aber ich halte diese Übertreibung Deiner Erregung zu gute. Ich will Dir auch nicht mit ähnlichen Vorwürfen dienen; Du weißt, daß ich nie ein Wort der Klage gegen Dich erhoben habe, wie ich es hätte thun können, denn Deine wirtschaftliche Thätigkeit gab mir oft genug Anlaß dazu. Ich möchte mich mit Dir versöhnen, Sidi, und deshalb erkenne ich rückhaltlos an, daß ich Unrecht an Dir gethan habe. Ich bitte Dich vom ganzen, ganzen Herzen um Verzeihung. Ich würde maßlos unglücklich werden, wenn Du Deine Drohung wahr machen und Dich für immer von mir wenden wolltest, denn ich liebe Dich so, daß mich ein Leben ohne Dich elend dünken würde. Ich liebe Dich über alles und habe Dich immer geliebt, auch in der Zeit jener verrückten Leidenschaft, die eine Verirrung des Bluts, aber nicht des Herzens war. Und bei meiner Liebe zu

Dir schwöre ich Dir — Sidi, ich schwöre es Dir, daß ich von nun ab nur Dir und unsern Kindern leben will! Schon in der letzten Zeit habe ich Dir bewiesen, daß mir mein Vorhaben ernst ist. So soll es bleiben. Ich will meine Ehe heilig halten ... Vergieb mir und kehr' wieder zu mir zurück. Bin ich wirklich Schuld gewesen, daß Du bisher kein Glück an meiner Seite finden konntest, so will ich mich jetzt mühen, Dir ein tausendfach erhöhtes Glück zu bereiten" ...

Er neigte sein Knie vor ihr und haschte nach ihrer Hand. Aber sie trat zurück und auf die andere Seite des Tisches, so daß die ganze Länge der Platte zwischen beiden lag. Während Arnd ihr entsetzt in das Gesicht starrte, veränderte sich in ihren Zügen keine Miene; auch der monotone Tonfall ihrer Stimme blieb der gleiche.

„Ich kann nicht lügen, Arnd," erwiderte sie; „es ist zu spät geworden ... Ich kann nicht mehr zu Dir zurück — ich liebe Dich nicht mehr" ...

Wie ein Keulenschlag sauste dies Bekenntnis auf Arnd herab. Er hielt sich nur noch mit Mühe aufrecht.

„Wo sind die Kinder?" fragte er; die Worte kamen pfeifend aus seiner umschnürten Kehle. „Rufe sie her!"

Schweigend ging Sidi und kehrte mit den Kindern an der Hand in das Speisezimmer zurück.

„Papachen! Papachen!“ jauchzten die Kleinen und warfen sich in seine geöffneten Arme. Er hob sie zu sich empor und herzte sie ab, während sie ihm mit süßem Stammeln ihre Zärtlichkeiten sagten und ihm mit den rundlichen Fingerchen das Haar durchwühlten.

Sein feuchtes Auge glitt mit innigem Ausdruck zu Sidi herüber.

„Um dieser Kinder willen,“ sagte er, „bitte und beschwöre ich Dich zum letzten Male: kehre mit mir in unser Haus zurück! Du sagst, Du liebst mich nicht mehr. Nun, so erwidere ich Dir: Deine Liebe wird wiederkommen, denn ich werde sie mir von neuem gewinnen. Sidi — um unserer Kinder willen!“

Er zog die Kleinen an sich heran, die, befremdet über seine ernsthafte Sprache, mit schüchternen Blicken zu ihm emporlugten.

Jetzt erst begann Sidi's Antlitz an Starrheit zu verlieren; Qual und Angst traten auf ihre Züge. Sie erhob die Hände, deren Finger sich zitternd nach innen krampften.

„Barmherzigkeit, Arnd!“ stöhnte sie, — „ich kann nicht anders . . . Gieb mich frei!“

Er erhob sich brüsk. Seine Brauen zogen sich dicht zusammen und seine Augen wurden finster.

„Du liebst einen andern,“ sagte er scharf, „jetzt

weiß ich es! Aber nenn' mir den Namen nicht — nenn' ihn mir nicht, sonst" —

Er ballte die Fäuste und schüttelte sie.

„Hör'," fuhr er fort. „Ich lasse Dir Zeit bis morgen mittag zwölf Uhr. Ich verlange, daß Du bist dahin mit unsern Kindern wieder in meinem Hause bist. Ich werde Dich dort erwarten" . . .

Er küßte die Kleinen und ging.

Mit ängstlichen Gesichtern traten ihm die beiden Alten im Wohnzimmer entgegen.

„Nun —?" fragte der General. „Ist sie vernünftig geworden?"

Berkow griff nach Hut und Paletot.

„Nein," sagte er hart, „sie hat mir erklärt, sie liebe mich nicht mehr. Forscht nach, Ihr Eltern, wen sie liebt — vielleicht findet Ihr die Lösung für das Rätsel ihres Wesens! — Ich habe ihr eine letzte Frist bis morgen mittag gestellt. Ich bin weich gewesen und gütig, aber noch hab' ich Rechte an sie — und ich werde sie wahren! Lebt wohl!"

Er drückte die Hände der zitternden alten Leute und stürmte davon.

VIII.

Arnd befand sich in einer Gemütsverfassung, die ihn für die nächste halbe Stunde für klares Denken unfähig machte. Trotz des Regens, der noch immer, wenn auch zu sanftem Rieseln geworden, vom Himmel strömte, irrte er zwecklos in den Straßen umher, grübelnd und zeitweilig halblaut vor sich hersprechend, so daß müßige Leute stehen blieben und ihm neugierig nachschauten. Einmal fiel ihm ein, daß er seinen Handkoffer bei Ohlden's gelassen hatte — es war gleichgültig — dann dachte er daran, in seine Wohnung zu gehen — aber ein peinliches Gefühl beschlich ihn bei dieser Absicht. Wie würden die Dienstboten den plötzlichen Umzug der Herrin beklatschen — — ach, und welch' endloser Klatsch stand ihm nicht sonst noch bevor! . . . Und plötzlich führte ihn sein Gedankenflug wieder vor die Vermutung, Sidi könne in der That in einem heimlichen Liebesverhältnis zu einem andern stehen. Es war nichts als eine Vermutung, die er vorhin, einem

jähen Hirnblitz folgend, Sidi entgegengeschleudert hatte, aber sie gewann, je mehr er darüber nachgrübelte, an Wesen und Festigkeit. War Sidi's wunderliches Benehmen in anderem Falle zu verstehen? — Angenommen, sein unrichtiges Erfassen ihrer kapriziösen seelischen Eigentümlichkeiten und seine wahnsinnige Thorheit mit Kitty Baranius hätte wirklich in ihr jede Liebe zu ihm ertötet — mußte sie nach seinen Geständnissen nicht schon der Kinder wegen und aus rein materiellen Erwägungen heraus die Vernunft walten lassen? — Er kannte doch seine Sidi! Nur eine tiefer gehende Strömung konnte dies gutherzige, im ganzen aber doch ziemlich oberflächliche und sich fest an die Annehmlichkeiten des Lebens anklammernde kleine Frauchen so von Grund aus umgestaltet haben. Es war Arnd bekannt, daß sie vor ihrer Vermählung mit ihm viele Körbe ausgeteilt hatte; sie wollte reich heiraten. Sie konnte auch nur eine reiche Frau sein, denn das Gold rollte wie Sand durch ihre Finger. Bedachte sie also auch das Materielle nicht mehr, so mußte eine Leidenschaft mit im Spiele sein. Es mußte.

Arnd zermarterte sein Hirn — er kam nicht auf die richtige Fährte. Erschöpft blieb er schließlich stehen und sah sich um. Er war in Schweiß gebadet, sein Überrock triefend vor Regen. Bäume rechts und links, drüben die Bogen der Stadtbahn, über die soeben schnaufend und rasselnd, voran

die Lokomotive mit weithin glühenden Augen, ein Zug brauste. Arnd sah nach der Uhr. Es war in der siebenten Abendstunde. Carlot, in dessen Nähe er sich befand, konnte noch zu Hause sein. Arnd fühlte das dringende Bedürfnis, sich mit irgend einem Menschen über das, was sein Herz bewegte, aussprechen zu können. Und Carlot mußte ihn am besten verstehen; er kannte auch die Unglücks-Affaire mit Kitty.

Berkow bog in die Fasanenstraße ein, trat in den Hof des Künstlerhauses und überzeugte sich erst, ob noch Licht hinter den Fenstern der Wohnung Diehmen's sei. Es war so. Er stieg die Treppe hinauf und klopfte an. Heinrich öffnete ihm; der Graf war zu Hause. Er saß im Schlafrock und in Morgenschuhen an seinem Schreibtische und las die letzten Korrekturen der Gedichte Hertha's. Als Arnd eintrat, stand er auf und begrüßte ihn herzlich, doch mit ungewohntem Ernst.

„Weißt Du —?" begann Berkow.

„Alles" entgegnete Carlot. Er war gestern bei Ohlden's gewesen.

Die beiden sprachen lange miteinander über den unseligen Thatbestand. Carlot hatte Worte herzlichen Mitempfindens, wurde aber zurückhaltend, als Arnd die Überzeugung aussprach, irgend ein fremder Einfluß habe Sidi in ihren Entschlüssen bestärkt.

Berkow merkte die Verlegenheit Diehmen's und fixierte ihn aufmerksam.

„Du hast viel in meinem Hause verkehrt, Carlot", sagte er; „Du bist mein Freund und hast auch Sidi lieb; Du weißt, daß ich um das Glück meines Lebens zu kämpfen habe: sag' mir die Wahrheit! Ist Dir aufgefallen, daß sich Sidi in letzter Zeit für irgend einen aus unser'm Kreise in wärmerer Weise interessiert hat?"

Carlot preßte die Lippen zusammen und sah finster vor sich nieder.

„Es wird mir nicht leicht, Dir Rede zu stehen," antwortete er; „aber ich habe die Pflicht zu sprechen, wenn ich mich auch auf irrigem Wege befinde . . . Ich war vorgestern bei Dir und fand das Haus leer. Der Diener sagte mir — mit einem Lächeln, das mich grimmig machte — Sidi sei am Nachmittag mit den Kindern, der Bonne und einigen Koffern zu ihren Eltern gefahren. Ich fragte, noch immer ahnungslos, nach der Ursache dieses seltsamen Umzugs. Da lächelte der Kerl wieder und erzählte mir, gegen Mittag sei Professor Schellner bei der gnädigen Frau gewesen" —

„Schellner?!" schrie Arnd und sprang auf.

„Ja, Arnd — kalt' Blut! Schellner war bei Sidi und bald darauf führte diese ihren Entschluß, zu den Eltern überzusiedeln, aus. Ich würde beides nicht in einen ursächlichen Zusammenhang bringen,

wäre ich nicht längst auf die Vermutung gekommen, daß Schellner — es muß ausgesprochen werden — Deine Frau liebt. Ich sah zufällig einmal in seinem Atelier eine angefangene Skizze der Schlußgruppe seines Bacchantenzuges. Eine der Nymphen trug die Züge Sidi's. An jenem Abend, als wir uns unten in der Künstlerklause trafen und Zierlow bei herabgeschraubten Gaslichtern seine wahnsinnige ‚Revue der Toten' zum Besten gab, bemerkte ich, daß Schellner Sidi irgend etwas heimlich ins Ohr flüsterte. Das alles kann auch harmlos aufgefaßt werden — ganz gewiß, und auch ich hatte bisher keinen Grund, den Angeber zu spielen und Dich zu beunruhigen. Aber heimlich beobachtete ich die beiden doch, wenn ich mit ihnen zusammen war — und da ist mir denn oft genug der heiße und verzehrende Blick aufgefallen, mit dem Schellner Deine Frau betrachtete. Kurzum, Arnd — ich muß es Dir sagen, auch auf die Gefahr hin, daß ich mich täusche: ich halte einen entscheidenden und unheilvollen Einfluß des Bildhauers auf Sidi nicht für unmöglich. Du kennst seine leidenschaftliche, widerspruchsvolle Natur" . . .

Arnd war an das Fenster getreten und hatte das Rouleaux hochgezogen.

„Er ist drüben", sagte er heiser; „ich sehe Licht in der Stube neben seinem Atelier . . . Ich will sofort zu ihm" . . .

Carlot trat neben ihn. Der Ausdruck im Antlitz Berkow's erschreckte ihn.

„Vorsicht, Arnd", sagte er warnend. „Ich hielt es für meine Ehrenpflicht, Dir mitzuteilen, was ich fürchte. Aber ich wiederhole: ich kann mich auch täuschen."

„Es wird sich zeigen," entgegnete Berkow, seinen Hut nehmend. „Bleibst Du zu Hause?"

„Wenn Du es wünschest — ja."

„Ich bitte Dich darum. Es ist wahrscheinlich, daß ich Deiner noch bedarf."

Er ging, stieg die Treppe hinab, schritt über den Hof und zog die Glocke am Atelier Schellner's. Der Bildhauer öffnete, eine Lampe in der Hand. Er sah Berkow und wußte auf der Stelle, daß er kam, ihn zur Rechenschaft zu fordern. Er war darauf gefaßt.

„Treten Sie ein," sagte er. Er ging voran, durch das öde, unaufgeräumte Atelier, über dessen grauweiße Wände der Lampenschein zitterte, der den Gipsabgüssen von Händen und Armen und den Totenmasken gespenstisches Leben zu verleihen schien.

Arnd knöpfte seinen Überrock auf, als er in das kleine Zimmerchen des Professors trat. Es herrschte eine wahrhaft glühende Temperatur in diesem Raume; der Ofen war wie gewöhnlich überheizt — Schellner liebte die Wärme.

Der Bildhauer stellte die Lampe auf den Tisch zurück. Die beiden Männer schauten sich eine kurze Zeit in die Augen, ohne zu sprechen. Dann hub Arnd langsam an:

„Ich komme wegen Sidi, Schellner“ ...

Er nickte.

„Ich ahnte es“, entgegnete er; „sie hat Ihnen alles gesagt“ ....

„Nein“ — und Arnd schüttelte den Kopf — „sie hat mir nichts gesagt. Ich bin allein den Spuren gefolgt, die mich die Wunderlichkeit ihres Wesens wiesen. Sie führten hierher. Ich fordere ein rückhaltloses Geständnis von Ihnen, Schellner.“

„Sie sollen es haben“, antwortete er, „ich bin es Ihnen schuldig. Nehmen Sie Platz, Arnd, und lassen Sie mich ruhig sprechen. Es ist nicht mit drei Worten gesagt, was ich auf dem Herzen habe“ ...

Berkow legte den Hut aus der Hand und setzte sich. Schellner blieb stehen. Ein furchtbarer Ernst lag auf den Gesichtern der beiden Männer. Dann begann der Bildhauer von neuem.

„Sie wissen in welch’ unglücklicher Ehe ich gelebt habe. War ich allein Schuld daran oder war meine Frau der mitschuldige Teil — es würde zwecklos sein, noch ein Wort darüber zu verlieren. Thatsache ist, daß mein Haus mir zur Hölle wurde, und daß ich, um dem ewigen Unfrieden,

den ich dort fand, zu entfliehen, Zerstreuung unter den jüngeren Kollegen, im Verein, in unserm Klub und in den Kneipen suchte. Aber auch dieses Leben widerte mich auf die Dauer der Zeit an und erfüllte meine Sehnsucht nach innerem Ausgleich nicht. Da lernte ich Sie kennen, Berkow; Sie öffneten mir Ihr liebes, trauliches Heim, und erst hier kam ich allmählich zu mir selbst zurück und zu einem kurzen Frieden. Ach — nur einem allzu kurzen! Ihre Häuslichkeit und — Ihre Frau ließ mich die gähnende Kluft, die mich von meiner eigenen Häuslichkeit und meiner eigenen Frau trennte, erst in ihrer ganzen unausfüllbaren Tiefe erkennen. Etwas wie Neid regte sich in mir — und in dieses häßliche Empfinden mischte sich mit der Zeit noch ein anderes, nicht minder häßliches, eine Art hämischer Befriedigung darüber, daß auch in Ihrer Ehe nicht alles so war, wie es hätte sein sollen. Allerdings muß ich gestehen, daß ich in erster Zeit Ursache fand, mich mehr und öfter auf Ihre Seite als auf die Ihrer Frau zu stellen. Erst später lernte ich erkennen, daß auch hier die Schuld — wenn man von einer Schuld überhaupt sprechen kann — auf beiden Seiten verteilt lag. Sie waren beides Naturen, die sich nicht verstanden oder nicht verstehen wollten — es lag immer etwas Fremdes zwischen Ihnen, und dies Fremde wuchs . . . Mit dem Blicke eines, der nicht nur mit den Augen,

sondern mit Seele und Herz sieht, merkte ich, wie unglücklich Ihre Frau sich fühlte. Mir ging es gerade so — und dieses gemeinsame Unglück brachte uns einander näher. Herzensnot auf beiden Seiten — war es da ein Wunder, daß wir uns verstehen lernten?! . . . An einem Novemberabend im vorigen Jahr fand ich, im Vorübergehen zu Ihnen hinaufspringend, Ihre Frau allein vor. Ich entsinne mich jenes Abends so deutlich, als wäre er gestern gewesen. Ich hatte zu Hause wieder einmal eine furchtbare Scene erlebt — Nerven und Seele zitterten noch unter dem Eindruck der gehabten Aufregungen, und in dieser kaum zurechnungsfähigen Verfassung — sprach ich Sidi von meiner Liebe zu ihr . . . Halt, Berkow — nicht auffahren! — Ich stelle mich jederzeit zu Ihrer Verfügung, ich will aber erst aussprechen. Es soll nichts Falsches und nichts Mißverständliches zwischen uns stehen bleiben . . . Ich liebe Sidi heute wie damals, aber nur ein einziges Mal ist ein Wort des Geständnisses über meine Lippen gekommen — eben an jenem Novemberabend — und damals wies sie mir entrüstet die Thür. Mein Ehrenwort darauf, Berkow — sie wies mir die Thür! — Von jenem Tage ab versuchte ich gewaltsam meine Leidenschaft niederzukämpfen. Der Tod Isa's machte mich frei, aber nicht glücklicher. Ich litt unsäglich, und ich wußte, daß auch Sidi litt —

doch wir schwiegen. Nur die Sprache unserer Augen ließ sich nicht in Fesseln legen — wir verstanden uns, ohne daß die Lippe sprach. Da kam jener Zwischenfall mit Kitty Baranius. Ich ahnte nichts davon; als ich vorgestern Ihr Haus betrat, nicht daran denkend, daß Sie schon in Rattyn weilten, fand ich Ihre Frau zwischen halb gepackten Koffern vor. Ihr Entschluß stand bereits fest. Wir haben nur weniges mit einander gesprochen — kein Wort der Liebe wurde ausgetauscht — aber als wir voneinander Abschied nahmen, mit dem gegenseitigen Versprechen, uns nicht mehr sehen zu wollen, ehe nicht auch Sidi frei und Herrin ihrer selbst, da las ein jeder von uns auf des anderen Gesicht die Hoffnungen auf die Zukunft . . . Ich bin fertig, Berkow. Wollen Sie mich noch nachträglich zur Rechenschaft ziehen für mein aus kranker Seele hervorgesprudeltes Geständnis an jenem Novemberabend, so thun Sie es. Auf Ihre Frau aber werfen Sie keinen Stein — sie hat nichts gethan, was einen Vorwurf verdiente."

Auf diese letzte Äußerung hin fuhr Berkow mit unmutiger Bewegung vom Stuhle empor.

„Überlassen Sie mir die Beurteilung ihrer Handlungsweise," entgegnete er; „es wäre ihre Pflicht gewesen, mir, ihrem Gatten, ungesäumt Mitteilung von dem Vertrauensbruche und der

Schändung des Gastrechts zu machen, zu der Sie, der Sie sich meinen Freund nannten, sich leichten Herzens verstehen konnten! Soll das, was Sie mir da sagten, eine Verteidigungsrede sein?! Sie ist nicht glücklich ausgefallen — wahrhaftig nicht! Hätten Sie Ihre verbrecherische Leidenschaft gezügelt, statt fort und fort, und wenn auch nur durch die Sprache der Augen, Ihren Einfluß auf Sidi zu bestärken, so würden mir und ihr schwere Kämpfe erspart worden sein. Warum suchten Sie nicht irgend einen leicht zu findenden Grund, meinetwegen einen brüsk vom Zaune gebrochenen, der Sie hätte veranlassen können, den Verkehr mit meinem Hause gänzlich aufzugeben? Warum zogen Sie sich nicht zurück — warum flohen Sie nicht? — Es giebt auch einen geistigen Ehebruch, und zu einem solchen meine Frau verleitet zu haben, beschuldige ich Sie! Ohne Sie und Ihr verderbliches Einwirken wäre es mir leicht geworden, mich wieder mit Sidi zu versöhnen — Sie allein stehen noch zwischen ihr und mir! Machen Sie gut, was noch gut zu machen ist, Schellner! Lassen Sie uns nicht als Feinde voneinander scheiden, sondern als zwei, die sich trotz des Geschehenen noch immer achten können. Wozu eine nutzlose Fehde, wenn man ehrenvoll kapitulieren kann?! Sie gewinnen nichts, wenn Sie hartnäckig bleiben, denn ich habe Sidi viel zu lieb, um sie freiwillig aufzugeben. Ich

bin auch der festen Überzeugung, daß sie schon um der Kinder willen, die für den Fall einer Scheidung getrennt werden müßten, wieder zur Vernunft kommen wird, wenn sie erst Ihrem dämonischen Einflusse entrückt ist. Ich fordere und verlange also von Ihnen, daß Sie jeder Hoffnung auf eine künftige Verbindung mit Sidi entsagen und daß Sie, wie Sie ja auch ursprünglich vorhatten, für die nächste Zeit Berlin verlassen!“

Arnd hatte anfangs in Aufregung und mit zornbebender Stimme gesprochen — erst später war sein Ton ruhiger geworden. Ließ sich die Unglücksgeschichte ohne Duell und ohne Skandal beilegen — um so besser. Er fürchtete den Klatsch — in der begreiflichen Scheu, die jeden anständigen Menschen bei dem Gedanken beherrscht, seine intimsten persönlichen Verhältnisse vor das Forum der Öffentlichkeit gezerrt zu sehen.

Schellner strich mit der Hand über die schmerzende Stirn und schüttelte langsam den Kopf.

„Sie verlangen zu viel, Berkow,“ erwiderte er. „Sie verlangen unmögliches und unmenschliches. Mein Wort zum Pfande, das ich halten werde, was ich Ihnen vorhin schon sagte: ich werde Ihre Frau nicht wiedersehen, ehe sie nicht ihre Freiheit hat — ich bin auch bereit, Ihrem Wunsche nachzugeben und Berlin auf längere Zeit zu verlassen. Aber hoffnungslose Entsagung können Sie nun und

nimmer von mir fordern — Sie müßten mir denn das Herz aus dem Leibe reißen!"

Arnd nagte stumm und brütend an der Unterlippe. Er sah ein, daß er zu weit gegangen war; er konnte das Denken Schellner's nicht hypnotisieren.

„Ihre Versprechungen genügen mir nicht," sagte er. „Aber ich will zufrieden sein, wenn Sie mir zu allem noch die ehrenwortliche Versicherung geben wollen, mit meiner Frau nicht in Korrespondenz zu treten."

„Auch das können Sie mir nicht verbieten, Berkow," erwiderte der Bildhauer; „nur Ihre Frau selbst könnte dies thuen. Nehmen Sie an, Sidi erführe meinen Aufenthalt und schriebe an mich" —

Berkow stampfte wild mit dem Fuße auf.

„Nennen Sie meine Frau nicht beim Vornamen!" schrie er. „Sie haben keine Berechtigung dazu!"

Schellner biß sich auf die Lippen; sein fahles Gesicht rötete sich.

„Verzeihung," sagte er, „ich ließ mich hinreißen ... Also — nein! Ich weigere mich, Ihnen das Ehrenwort zu geben, das Sie mir abverlangen!"

Berkow sprang empor; ein Blick grimmigsten Hasses glitt über den vor ihm Stehenden. Seine Augen flammten.

„Schurke!" rief er. „Schänder des Gastrechts! Schurke! Schurke!"

Die Fäuste geballt, mit fauchendem Atem, die

Augen weit aus den Höhlen quellend, stürzte sich Schellner auf Berkow und packte ihn an die Brust. Ein kurzes Ringen entstand. Polternd fiel eine Statuette zu Boden und zersplitterte zu Scherben. Die Lampe auf dem Tisch zitterte leise ... Plötzlich ließ Schellner die Hände sinken und brach in die Kniee. Seine Glieder flogen. Sein verzerrtes Gesicht war nicht wieder zu erkennen. Die Wangen hingen, um die Mundwinkel dicke Falten bildend, schlaff hernieder, als habe ihn ein Schlaganfall getroffen.

„Gehen Sie,“ stammelte er in müden Lauten, „ich kann nicht mehr“ ...

Berkow ordnete mit rascher Hand seinen Anzug, strich über das zerzauste Haar und nahm seinen Hut.

„Erwarten Sie innerhalb der nächsten Stunde meinen Sekundanten,“ sagte er und ging ...

Schellner blieb noch in den Knieen liegen. Er vernahm durch ein merkwürdiges Singen und Klingen, das von weit her an sein Ohr zu tönen schien, wie die schwere Ateliertthüre geöffnet und wieder zugeschlagen wurde. Er wollte sich aufrichten, aber in allen seinen Gliedern lag es wie Blei. War es in der That eine Art Schlaganfall gewesen, diese furchtbare plötzliche Erschütterung, die ihn mit der Kraft eines elektrischen Stroms zu Boden geschmettert hatte? — Eine gräßliche Angst überkam den Ärmsten. Er kroch zum Sofa, tastete sich hier wie

ein Gelähmter empor, immer unter leisem Wimmern, und ließ sich in eine Ecke fallen . . .

Was war ihm nur! Ein Schlaganfall — nein — er konnte ja noch, wenn auch schwer, die Glieder bewegen und strecken, aber im Hirn, auf der ganzen linken Seite des Kopfes, von der Stirn bis tief in den Nacken herunter, empfand er ein Gefühl dumpfer Leere und Taubheit, und auch das linke Augenlid, das den Augapfel halb bedeckte, schien ihm erstarrt zu sein — er konnte es nicht mehr heben. Er griff nach dem kleinen venetianischen Handspiegel, der unter Büchern und Papieren, Skizzenblättern und anderem Wirrwarr auf dem Tische lag, und blickte hinein.

Er sah entsetzlich aus. Aber während er noch in das Glas schaute, begann sich sein Gesicht langsam zu verändern. Die aufgeblähten Wangen nahmen wieder ihre natürliche Rundung an, die Lähmungserscheinungen des Augenlids wichen und ein Lächeln trat um den Mund — kein frohes und heiteres, sondern ein merkwürdig zuckendes und irres, als habe es eine seelische Störung hervorgerufen — ein Lächeln, wie man es auch früher zuweilen an Schellner wahrnehmen konnte . . . Er legte den Spiegel wieder zurück, reckte und streckte sich noch einmal, erhob sich dann und ging ziemlich festen Schritts, doch ein wenig schräg geneigt, zu der altdeutschen Truhe, in der sein Weinvorrat lag, ent-

korkte eine Flasche Malvasier und trank sie, den Flaschenhals an den Mund setzend, halb leer.

Ein heißes Feuer rann durch seine Adern. Aber er erschrak und stellte rasch die Flasche hinter den Ofen — er hatte von neuem das Schleifen der sich öffnenden Ateliertür gehört.

Es klopfte. Schellner rief nicht Herein — er duckte sich ein wenig zusammen und sah sich mit schielenden Blicken verschüchtert um . . . Es klopfte abermals, und dann wurde die Zimmerthür zu einer schmalen Spaltenbreite geöffnet, und die Stimme Diehmen's fragte:

„Darf ich eintreten, Herr Professor?“

Da wieder keine Antwort erfolgte, so trat Diehmen in das Zimmer. Er sah den Bildhauer am glutausströmenden Ofen stehen, den Kopf nach vorn gebeugt und ihn von unten herauf mit eigentümlich ängstlichem Ausdruck anschauend.

„Ich habe die Ehre, Herr Professor,“ fuhr Carlot mit einer Verneigung höflich fort. „Eine bedauerliche Mission führt mich zu Ihnen. Baumeister Berkow hat mich ersucht, Ihnen eine Forderung auf Pistolen zu überbringen; die Gründe der Forderung sind Ihnen bekannt. Wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Sekundanten in meine Wohnung zu senden, damit wir die näheren Verabredungen treffen können; ich werde mich den Abend über zu Hause halten und bis Mitternacht aufbleiben.“

Er verbeugte sich abermals. Schellner richtete sich straffer auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und nickte.

„Es ist gut, Herr Graf,“ antwortete er; „ich danke Ihnen — Sie werden von mir hören . . .“

Carlot's Auftrag war beendet; er entfernte sich wieder.

Er hatte kaum das Zimmer verlassen, als eine fiebernde Rührigkeit über Schellner kam. Er begann in seinen Papieren zu kramen, steckte ganze Hände voll Briefe in den Ofen, zerriß andere in kleine Stücke und blieb dann und wann einmal, in seiner Arbeit innehaltend, mitten in der Stube stehen, steif aufgerichtet und wie geistesabwesend vor sich hinstarrend . . . Allmählich kam eine größere Ruhe über ihn, die nervöse Hastigkeit ließ nach. Es war, als lenke sein Denken wieder in normalere Bahnen ein, aus denen es irgend eine plötzliche Störung der geistigen Funktionen, vielleicht in Folge der starken seelischen Erschütterungen, herausgedrängt haben mochte. Ein überlegender Ausdruck trat auf seine Züge. Was wollte er doch gleich? Ja — nun fiel es ihm ein — er wollte nach Hause, zu seinen Kindern! . .

Er warf den Havelock über die Schultern, stülpte den Kalabreser auf den Kopf, löschte die Lampe und verließ sein Atelier.

Draußen hatte es zu regnen aufgehört, aber ein

starker Nebel fiel. Er zog in dichten grauen Schatten durch die Straßen, so daß man von den Gaslaternen nur einen kreisrunden, matt rötlichen Schimmer erkennen konnte. Schellner schritt stark aus; er fühlte keine Belästigung mehr in den Gliedern, spürte im Gegenteil, daß die schneller werdende Zirkulation des Bluts ihm wohl that. Die Sehnsucht nach seinen Kindern war groß in ihm; er wunderte sich nicht darüber, wie es kam, daß ihn dieses Gefühl mit so auffallender Plötzlichkeit und in so starkem Maße beherrschte, obwohl er die Kinder erst heute mittag gesehen hatte — er dachte nur an die lieben süßen Gesichter seiner drei, die von der vorsorglichen Frau Dr. Hertzog wahrscheinlich längst zu Bett gebracht worden waren und an deren Anblick er sich erquicken wollte.

Als er in sein Haus trat, hörte er auf der Etagentreppe über sich Schritte und die Stimmen Bolte's und seiner Frau, die beide aus dem Theater kamen. Schellner hielt sich etwas zurück und vernahm noch, daß Bolte die Klingel an seiner Thür zog, daß man ihm öffnete und daß seine beiden ältesten Töchter die heimkehrenden Eltern mit lustigen Worten begrüßten. Dann war wieder alles still im Treppenhause; nur das Gas summte leise. Weh im Herzen schritt Schellner an der Wohnung seines Kollegen vorüber. Dieser beneidenswerte Mann, der ob aller Anfeindungen

seiner künstlerischen Thätigkeit so glücklich im Schoße seiner Familie leben durfte! Dieser Beneidenswerte, den nichts aus dem Gleichgewichte seiner heiteren Abgeklärtheit bringen konnte und dem die Ehe eine Festung war, hinter dessen Pallisaden er Schutz fand vor allen Stürmen und Widerwärtigkeiten der Welt! Wahrhaftig — Engelbrecht Bolte mochte ein mäßiger Maler sein, er war jedenfalls ein vollendeter Lebenskünstler!

Schellner schloß die Entréethür zu seiner Wohnung auf und trat ein. Frau Dr. Hertzog kam ihm entgegen und fragte ihn in ihrer immer freundlichen und bescheidenen Art, ob er noch zu Abend zu speisen wünsche. Der Bildhauer dankte; er habe nur einen Brief zu schreiben und wolle später noch auf ein Stündchen in den Verein gehen, den er lange nicht besucht habe. Er fragte nach den Kindern; sie schliefen schon — bat dann Frau Dr. Hertzog, sich durch ihn nicht stören zu lassen und betrat auf den Zehenspitzen das Schlafgemach seiner Kleinen.

Ein Nachtlicht brannte im Zimmer. Die drei Betten standen hintereinander der Länge nach an der Wand. Schellner schlich sich leise heran und betrachtete mit inniger Rührung sein Dreiblatt. Welch' göttlicher Friede lag auf den schlummerheißen Gesichtern der Kleinen! In ihre schuldlosen Seelen hatte die Brandung des Lebens noch nicht

ihren tosenden Gischt geworfen, und ihre klaren Kinderaugen hatte der Blick hinter die Kulissen der Welt noch nicht trüben können. Sie schliefen den Schlaf der Gerechten — derer, die Gott am ähnlichsten sind. . . .

Diesen Kindern zu Liebe hätte sich ein Weiterleben und Weiterkämpfen schon gelohnt. Aber wer konnte es wissen — vielleicht wurden auch die Schuldlosen mit hinein in den Strudel gezogen, der ihn zu verschlingen drohte, und fanden ihren Untergang in dem seinen. Er wußte es ja: wohin er sich wandte, wuchs Unheil empor, und da, wo seine ruhelose Seele Anker schlagen wollte, wachte das Unglück auf. Er war eine Ahasvernatur, die keinen andern Frieden finden sollte — als den im Tode.

Nacheinander beugte er sich über seine Kinder und küßte sie. Sie wachten nicht auf, lächelten im Schlafe, zogen schiefe Mäulchen oder schlugen einmal mit den kleinen Händchen um sich, schlummerten aber weiter. Als Schellner das Zimmer verließ, war sein Auge feucht, doch er war fest geworden. Er ging in seine Stube, in der bereits die Lampe auf dem Schreibtisch brannte und ließ sich vor diesem nieder. Dann schloß er ein Geheimfach des Schreibtisches auf und entnahm ihm den Depotschein der Deutschen Bank über das von ihm dort eingezahlte, eine stattliche Summe repräsentierende Honorar Gutfreund's für die gelieferten Reliefs.

Er legte den Schein in ein besonderes Couvert, schrieb auf einen Briefbogen die Worte: „Für den Fall meines Todes ernenne ich den Baumeister Arnd Berkow zum Vormund und den Maler Professor Engelbrecht Bolte zum Gegenvormund meiner Kinder,“ unterzeichnete dies mit seinem Namenszuge und versiegelte Schein und Bogen sorgfältig. Das Couvert adressirte er an Berkow und schloß es hierauf wieder ein.

Nun war er fertig und rief nach Frau Hertzog.

„Ich gehe, wie gesagt, noch einmal aus,“ begann er in ruhigem Tone, „achten Sie auf die Kinder, Frau Doktor“ . . .

„Aber — versteht sich, Herr Professor“, antwortete die Dame, verwundert über diese Ermahnung. Und sie erstaunte noch mehr, als ihr Schellner die Hand gab und hinzufügte:

„Ja — Sie haben die Kleinen lieb — ich weiß es, Frau Doktor. Und ich bin Ihnen innigst dankbar dafür; sie brauchen Liebe“ . . .

Er zog den Paletot wieder an, nahm Hut und Stock und verließ das Haus.

Er schlug den Weg nach dem Tiergarten ein. Zwischen den Bäumen ballten sich die Nebelmassen zu ungeheuerlichen Phantasiegestalten zusammen. Von den Ästen, die sich in dem weißgrauen Meere gar nicht mehr unterscheiden ließen, tropfte fallendes Naß. Hut und Überrock Schellner's waren in

kurzem, obschon es nicht regnete, von der Feuchtigkeit der Luft durchtränkt.

Der Bildhauer ging die nach dem Großen Stern führende Allee hinab. Der Weg war völlig menschenleer und schlecht beleuchtet; nur in der Ferne sah man das helle Licht der Kandelaber auf dem Großen Stern, und von dorther klang auch zuweilen das Klingeln der Pferdebahnwagen, das einzige Geräusch, das sich in das leise Flüstern und Ächzen der Bäume mischte. Die Erde war vom Regen des Tages zerquollen und aufgeweicht, und da Schellner nicht auf den Weg achtete, so schritt er durch dichten Schmutz, der sich an Stiefel und Beinkleider festsog.

In der Mitte der Allee, zwischen Tiergartenstraße und dem Großen Stern, bog der Bildhauer links ab, nach Charlottenburg zu. Der schmale Fußweg, den er beschritt, führte über eine Kettenbrücke, die auf beiden Seiten von Sandsteinlöwen flankiert wurde. Unter der Brücke rauschte, in eine Schleusenverengung hineingepreßt, das Wasser des Kanals hindurch.

Schellner blieb mitten auf der Brücke stehen und schaute in die rasch schießenden Wellen hinein. Ein Sprung — und alles war vorüber. Er hatte genug vom Leben; seit zwei Stunden hatte der Entschluß, den Tod zu suchen, sich wie eine fixe Idee in sein Hirn eingekrampft. Er wollte sterben. Verwirklichten sich die Hoffnungen, mit denen er

sich noch den Tag über getragen, so mußte sie ein Freund mit seinem Glücke bezahlen. Aber auch seine Hoffnungen waren zu blassen Schemen geworden. Sidi war ein liebenswertes Geschöpf, doch kein Charakter — gleich ihm. Würde sie stark genug sein, sich von ihrem Jungen zu trennen, wenn es zum Äußersten käme? Und wenn ja — würden er und sie in der That den Frühling finden, nach dem sie sich sehnten? Den dauernden Frühling, der erst zu Ende sein sollte, wenn einer von ihnen die Augen zu ewiger Ruhe schloß? —

In dem verfeinerten Nervenzustande, in dem sich Schellner befand, war sein geistiger Blick förmlich hellsehend geworden. Er schaute in die Zukunft hinein wie ein Visionär. Er sah, daß er nicht nur Arnd, sondern auch Sidi mit in das Verderben zog, das sich an seine Sohlen heftete wie der Schmutz des Weges. Er sah seine Seele vor sich, die nach allem lechzte, was schön war, und, nichts erreichend, in Tantalusqualen verging — seine müde gehetzte Seele in ihrer ewigen nagenden Unzufriedenheit und mit ihren tausend unerfüllten Wünschen. Er sah sich auch selbst in seiner Körperlichkeit vor sich — siech, elend und niedergebrochen. Niedergebrochen in der unaufhörlichen Jagd nach einem Glück, daß ihm nicht beschert sein sollte, und siech geworden in Folge aller jener vernichtenden Reizmittel, mit denen er die kranken Nervenfasern zu neuer Kraft hatte

aufstacheln wollen. Noch nie war er zu einer so erschreckenden Erkenntnis seines physischen Verfalls gekommen, als in der Stunde, da er gegen Berkow die Faust erhoben hatte. Da war es ihm gewesen, als lähmten sich plötzlich die Glieder und als zerflösse sein Hirn und als krieche statt des lebendigen Bluts eine unnennbare träge Masse durch seine Adern — als stände er vor dem Wahnsinn, der sich heimlich heranschleiche und ihn von hinterrücks mit Gespensterkrallen packe . . .

Eine kranke Seele und ein kranker Leib — und er wollte noch hoffen?! — Er lachte rauh auf. Zu Ende! War er tot, so konnte Sidi noch immer ein neues Glück erblühen. Berkow war bei allen seinen Fehlern ein braver und rechtschaffener Mensch und seine Liebe zu Sidi echt. Sie würde ihn vergessen — würde Blumen auf sein Grab streuen und wohl auch eine Thräne vergießen, würde in Wehmut seiner gedenken, wenn sie seine süßen Kinder sähe — und dann würde die Zeit kommen, lindernd, heilend und schmerzstillend, und dann, ganz allmählich, auch das Vergessen . . . Und es war gut so.

Schellner beugte sich tief hinab über den Wasserspiegel. Der Mond schien nicht — es sah dunkel dort unten aus. Mit reißender Schnelligkeit schossen die Wellen durch die geöffnete Schleuse; es rauschte, gurgelte und brodelte dem einsamen Manne entgegen. Ihm fröstelte. Morgen früh konnte man

ihn irgendwo im Kanal auffischen — aufgebläht, blau im Gesicht — wie gräßlich! Nein — nicht diesen Tod, den Tod der Elendesten unter den Elenden! Er war ein Künstler und wollte nicht sterben wie einer, den der Hunger ins Wasser treibt.

Er stürmte fort — zurück durch die Nacht, dem Künstlerhause zu. Im Hofe lag der Nebel dick wie wogender Qualm, aber Schellner sah doch den matten Lichtschein hinter den Fenstern der Wohnung des Grafen Diehmen. Der Bildhauer lächelte, und diesmal war es wirklich ein heiteres Lächeln, das wie klärende Milde über sein verwüstetes Antlitz glitt. Der arme kleine Graf da oben — er wartete umsonst auf den versprochenen Sekundanten! Der Sekundant war schon da, aber er saß auf dem Sofa in der kleinen Stube neben dem Schellner'schen Atelier, und er trug Sense und Hippe und nickte mit dem gebleichten Schädel . . .

Schellner trat in sein Zimmer, zündete die Lampe an und legte Paletot und Hut ab. Dann goß er einen seiner schönen Salviatischen Pokale halb voll Malvasier und holte aus dem immer verschlossenen Cigarrenschränkchen an der Wand, in dem er seine Medikamente aufbewahrte, ein Fläschchen mit Pillen. Diese kleinen schwarzbraunen Kügelchen, von denen er einzelne Teilchen unter seinen Tabak zu mischen pflegte, wenn er seine Phantasie zu Haschischträumen

beflügeln wollte, hatten ihm manche wonnige Stunde bereitet. Nun sollten sie ihm die letzte Stunde seines Lebens erleichtern helfen.

Die letzte! — Als er sich dies sagte, fiel sein Blick auf die wüste Unordnung des Tisches vor ihm. Da stand auch eine umgestülpte Bronzekassette mit Photographien, und eins der Bilder lag etwas abseits von den übrigen — das Bild einer alten Frau mit mildem gütigen Gesicht, das Bild seiner verstorbenen Mutter.

Schellner nahm es und legte es vor sich hin. Er hatte sich, von jeher zu phantastischem Tand und zur Mystik neigend, in letzter Zeit viel mit geheimwissenschaftlicher Lektüre, mit Seelenwanderung und Buddhismus und mit spiritistischen Schriften befaßt und sich bei seiner leichten Empfänglichkeit in einen gewissen Glauben an die Wahrheit des Übersinnlichen hineingearbeitet. Und so schoß plötzlich der wunderliche Gedanke durch sein armes Hirn: sollte nicht die Hand der geliebten Mutter ihn leicht und schmerzlos in jenes Reich des Lichts hinüberführen können, in dem auch sie wandelte? —

Er stützte die Hände auf die Stirn und betrachtete, alle Gedanken auf die teure Entschlafene konzentrierend, lange und aufmerksam das Bild. Und wirklich schien es ihm, als löse sich seine Seele vom Irdischen und nehme einen höheren Flug. Aber keine Geisterhand war es, die sich geheimnisvoll auf

ihn herabsenkte — die Erinnerung trug ihn aus der grauen Gegenwart in ein Blütengefilde voll Sonne und Seligkeit, in seine frohe Jugend hinein.. Stunde auf Stunde verrann, und immer noch saß er schweigend, wie zu Stein geworden, doch lächelndes Glück auf dem Antlitz, vor dem Bilde seiner Mutter. Durch das Fenster, das nicht verhängt war, flutete ein grau dämmernder Schein — der Morgen kam. Im Hof wurde es lebendig, Schritte erklangen auf dem Asphalt — die Bäckerjungen trugen bereits ihre Ware aus.

Schellner ließ die Hände sinken und schaute aufblickend in das Grau des neuen Tages hinein. Nun, da er den Traum seiner Jugend noch einmal geträumt, fühlte der arme Dulder erst so recht die ganze große und herbe Bitterkeit seines verlorenen Lebens. Er konnte nicht anders — er barg das Gesicht in den Armen und schluchzte über dem Bilde seiner Mutter, wie er als Kind geweint hatte . . .

Es wurde allmählich heller und schon begann sich in die Dämmerschatten ein feiner rötlich goldener Ton zu mischen. Schellner erhob sich, schüttete die sämtlichen Pillen aus dem Flacon auf ein Blatt Papier und zerstieß sie mit dem Briefbeschwerer. Das Pulver goß er in den Pokal voll Malvasier.

Dann nahm er das Glas und setzte es an die Lippen. In diesem letzten Augenblicke drängte sich noch einmal eine ganze Welt von Empfindungen in

seine Seele und im Fluge durchlebte er sein Leben zum zweiten Mal . . . Er trank. Der Pokal fiel aus seiner Hand und zerklirrte am Boden. Schellner stürzte in konvulsivischen Krämpfen vornüber, den Tisch umreißend, der sich über ihn entleerte. Zu seinen Häupten flatterte das Bild seiner Mutter.

IX.

„Mein geliebtes großes Schwesterchen!

Du darfst schon nicht böse sein, daß ich Dich so lange ohne Nachricht gelassen habe, aber — nun, dies Aber wirst Du im Laufe der Lektüre meines Schreibebriefes ausführlich begründet finden. Ich habe Dir nämlich unendlich viel zu erzählen — es hat sich eine Masse Stoff aufgesammelt, den ich los werden muß; es ist manches Erheiternde darunter und auch manches Trübe — gerade wie in einem Roman, von dem Halm der Verfasser ist.

Vor einigen Tagen ist — Du wirst es in der Zeitung gelesen haben — die Kunstausstellung eröffnet worden. Meine beiden Bilder haben einen famosen Platz gefunden — im vierten großen Saale gleich rechter Hand, in Mannshöhe und unter guter Beleuchtung. Unter der Hand erfuhr ich übrigens, daß die Jury, die das Kirchenbild ohne weiteres

acceptierte, wegen des zweiten Gemäldes, das ich ‚Irrlicht‘ genannt habe, anfänglich Schwierigkeiten machen wollte. Über das ‚Irrlicht‘ habe ich Dir bisher absichtlich nicht gesprochen. Es ist in Tagen schweren geistigen Druckes und unter einer argen Depression des Gemüts entstanden. Aus diesem Zustande heraus erklärt sich die bizarre Idee des Bildes, das ich übrigens nicht auf die Ausstellung geschickt haben würde, hätte mir Bolte nicht zugeredet. Ja — denke Dir — Bolte, der Maler des Korrekten und des akademisch Schönen! Als er das ‚Irrlicht‘ zum ersten Male sah, wetterte er gehörig. So etwas Verrücktes sei ihm noch gar nicht vorgekommen — ob ich denn wirklich ganz und gar unter die ‚Modernen‘ gehen wolle — ob ich meine ‚ausschweifende Phantasie‘ nicht hätte ein klein wenig zügeln können, und anderes mehr. Als ich ihm indessen erklärte, ich wollte das Bild als eine Farbenstudie betrachten und nicht aus dem Atelier lassen, protestierte er energisch. Dazu sei es zu gut gemalt (er sagte mir sehr viel Schmeichelhaftes über die Technik), und schließlich sei eine ‚geniale Verrücktheit‘ (seine Worte) immer noch erträglicher als die hingepatzte Hirnlosigkeit eines Knut Knutsen. Über beide Bilder ist erst eine Kritik erschienen — im ‚Telegraphen‘; ich schreibe sie Dir im Nachfolgenden ab, weil Du aus ihr am besten das Urteil der Fachleute ersehen kannst, das sich in diesem Falle auch

wohl mit dem des Publikums decken dürfte. Der Telegraphen-Rezensent legt folgendermaßen los:

‚Einer der jüngeren Maler aus der Weimarer Schule, Graf Carlot Diehmen, hat zwei Bilder zur Ausstellung gebracht, die in Idee und Ausführung so verschieden sind, daß man glauben könnte, sie seien nicht von derselben Hand, sondern von zwei, in Anschauung und Auffassung sich weit von einander entfernenden Künstlern gefertigt worden. Über das erste Gemälde ‚Weihnachtsabend in einer schlesischen Dorfkirche‘ läßt sich nur unbedingt Lobenswertes sagen. Es scheint, als hätten dem Grafen Diehmen bei der Komposition dieses, in der Fülle seiner charakteristischen Gestalten ungemein lebenswahr wirkenden Bildes Walker und Herkomer vorgeschwebt; namentlich an des letzteren berühmtes Gemälde ‚Invaliden in der Kirche‘ erinnert manch' kleiner Zug des Diehmen'schen Bildes. Indessen ist der junge Künstler eine viel zu sehr aus dem Eigenen schöpfende Natur, um sich an seine großen Vorbilder mit sklavischen Nachahmungsgelüsten anzulehnen. Die bei aller Feinheit im einzelnen doch mit kräftiger Breite behandelten Gesichter der Bauern und Bäuerinnen bekunden neben einem großen künstlerischen Vermögen einen scharfen Blick für das physiognomisch Eigentümliche. Der Kontrast zwischen dem schlichten Bauernvolk und den auf dem Herrschaftschor sitzenden vornehmen Leuten ist gut

wiedergegeben, die farbige Wirkung von frappierender Naturwahrheit. Neben diesem im ganzen wie in allen seinen Einzelheiten gleich vortrefflich durchgeführten Bilde nimmt sich die gemalte Phantasie auf dem zweiten Gemälde wunderlich genug aus. „Irrlicht‘ hat es der Verfasser getauft, ein symbolischer Titel, der indessen treffend ist. Wir sehen in einem glänzend erleuchteten und dekorierten Salon, an den sich in wohlgeglückter Perspektive noch eine weitere Enfilade gleich blendend heller Zimmer anschließt. Durch alle Gemächer bewegt sich in zwangloser Unterhaltung eine schimmernde Menge eleganter Damen und Herren. Man würde glauben, sich in vornehmer Gesellschaft zu befinden, wenn nicht verschiedene allzu excentrische Toiletten und die Stellung einzelner Gruppen — wie das intim plaudernde junge Pärchen im Vordergrunde und die Herren am Spieltische, neben dem eine, Hals und Kopf weit zurückneigende, einen Sektkelch ausschlürfende Dame steht, die einer der Herren mit frivolem Grinsen betrachtet — das Empfinden erweckte, als wohne unter der glänzenden Hülle ein wurmstichig gewordener Kern. Durch die Thür des ersten Salons tritt ein junger Mann; seinem ganzen Äußeren sieht man die Vornehmheit seiner Geburt und Erziehung, seinem hübschen Gesicht noch eine gewisse weltfremde Unerfahrenheit an. Er stutzt beim Eintritt, aber eine lockende Erscheinung winkt ihm, ihr

zu folgen — eine ihm voranschwebende nackte Frauengestalt mit einem bläulichen Flämmchen über dem dunklen Scheitel ihres flatternden Haares — das Irrlicht, das ihn in den Sumpf einer verkommenen Gesellschaft führen will. Wir müssen gestehen, wir haben der symbolisierenden Richtung der neueren Malerei niemals einen sonderlichen Geschmack abgewinnen können, und wir raten deshalb auch dem jungen Künstler dringend an, nicht weiter diese, sehr leicht auf Abwege führende Bahn zu verfolgen. Wer mit so offenem Auge die Natur zu umfassen und sie mit so großem Können zur Anschauung zu bringen weiß, der hat wahrlich nicht nötig, sich auf künstlich herausgesuchte sensationelle Trics einzulassen. Wie in der Literatur, so wird auch in der modernen Malerei die symbolistische Strömung bald wieder im Sande verrinnen, weil ihr das Stigma einer großen, Wahrheit gestaltenden Kunst fehlt, sie sich vielmehr in kleinlichen Theatereffekten zersplittert und nichts weiter als eine Spielerei, wenn auch dann und wann einmal eine geistreich erdachte und hübsch ausgeführte ist. In der äußeren Technik beweist übrigens auch das ‚Irrlicht‘, daß wir in Diehmen ein bedeutsames Talent zu begrüßen haben.‘ . . .

Also, Schwesterherz, trompetet der ‚Telegraph‘. Das, was er sagt, klingt eigentlich recht schmeichelhaft für mich, doch bin ich froh, daß er das ‚Irrlicht‘ nicht in seinem ersten Entwurf gekannt hat.

Da hatte ich nämlich dem das Irrlicht personifizierenden Frauenzimmer schwarzseidene Strümpfe und Lackschuhe angezogen. Rebencranz, der mich einmal besuchte, hatte es mir geraten, um dem Irrlicht einen ‚mondainen‘ Anstrich zu geben. Es war eben so unsinnig wie cynisch, aber Rebencranz behauptete, das ganze Bild werde dadurch fabelhaft modern. Schreckliches Wort, mit dessen Flagge man alles, alles zu decken sucht, was dem guten Geschmack und der Sitte, der Schönheit und dem Talente Hohn spricht! Er ist erstaunlich, welch' Mißbrauch in unseren Tagen mit der Bezeichnung ‚modern‘ getrieben wird. Ich lasse es mir gefallen, wenn man darunter den frischen und kräftigen, Leben verjüngenden Pulsschlag verstehen will, der den besten Teil der neueren Generation beseelt und auch Kunst und Wissenschaft ihrer veralteten Formen entkleiden und einer zweiten Jugend zuführen will. Die Welt aber, die sich heut zur modernen rechnet, besitzt den Pulsschlag der Jugend nicht; sie begeht eine Fälschung, wenn sie sich also nennt, und täuscht damit nicht nur sich selbst, sondern auch andere. Ich habe unsere ‚Modernen‘ kennen gelernt — die echten und die Modernen in Gänsefüßchen. Kraft und Begabung hier, schäumende und übersprudelnde bisweilen, elementare und unausgegohrene, doch immerhin volle Kraft — nervöser Überreiz und fiebriges Haschen nach verbotenen Reizen, krankhaftes

Empfinden und Verlangen nach neuen Sensationen auf der anderen Seite. Giebt es kein Ersatzwort für das profanierte ‚modern‘? —

Knut Knutsen, auch einer von denen, deren natürliches Talent in der ‚Moderne‘ untergegangen ist und der immer mehr in Maniriertheit verfällt, schäumt Wut: man hat ihm vier neue Bilder zurückgewiesen, fürchterliche Farbenklexereien die Gott weiß was darstellen sollen. Rebencranz hat eine Auferstehung mit lauter schwindsüchtigen Jüngern geliefert, und Ide ein ‚Tanzfest im Irrenhause‘ — gut gemalt, aber ein tolles Ding. Es könnte höchstens ein Psychiater in seinem Sprechzimmer aufhängen — dann würden aber vielleicht die Patienten noch vor der Konsultation davonlaufen. Ich verstehe nicht, warum die Herrschaften mit fanatischer Absichtlichkeit nur unverkäufliche Bilder malen, glaube jedoch, das gehört mit zur ‚Richtung‘. Eine Richtung, bei der man verhungern kann — das widerspricht eigentlich den Grundbegriffen der ‚Moderne‘.

Professor Bolte hat seine Cartons für die Decke im großen Saal des Kriegsministeriums ausgestellt und wird von der Kritik, wie gewöhnlich, mit Glacéhandschuhen vermöbelt. Mewes ist mit einem Portrait seiner Gattin erschienen — süßlich, geleckt und fade. In einer der Zellen der Rotunde sind auch die Cartons des unglücklichen Schellner für die Reliefs am Gutfreund'schen Palais untergebracht

worden — ihr Anblick hat mich recht wehmütig gestimmt. Wie würde der bedauernswerte Mann um Haupteslänge die Künstler der Gegenwart überragt haben, wenn er es verstanden hätte, Maß zu halten! — Ich kann noch immer nicht die Erinnerung an jenen Morgen, an dem ich ihn, um mich des Auftrages Berkows zu entledigen, in seinem Atelier aufsuchte und tot vorfand. Er lag mitten in dem kleinen Stübchen neben seiner Werkstatt, mit dem Gesicht nach unten, neben dem umgestürzten Tische und bedeckt mit den über ihn gefallenen Papieren, Skizzen, Photographien und Briefschaften. Sein Gesicht war so schrecklich verzerrt, daß ich sofort an eine Vergiftung dachte, die ärztlicher Seits denn auch nach der Sektion bestätigt wurde. Ach, meine liebe Hertha, was waren das für traurige Tage! Der arme Arnd hat freilich am schwersten leiden müssen, aber ich glaube, diese Dulderzeit ist andrerseits auf die Entwicklung seines Charakters nicht ohne günstigen Einfluß geblieben. Die Scene, die er mit Sidi erlebte, als er ihr in schonendster Weise den Tod Schellner's mitteilen wollte, muß entsetzlich gewesen sein. Arnd erzählte mir, Sidi sei in förmliche Raserei verfallen und hätte sich, vielleicht in der irrigen Meinung, Arnd habe Schellner im Zweikampf getötet, mit schäumendem Munde auf ihn geworfen und ihm mit den Nägeln das Gesicht zerkratzt. Die Gehirnentzündung, die sie niederwarf,

hat sie nach Ansicht des Arztes an den Rand des Grabes gebracht, und nur der Rüstigkeit ihrer Jugend ist es zu verdanken, daß sie die schwere Krankheit glücklich überwinden konnte. Wie gut, daß Tante Ohlden sie zu ihrer Reconvalescenz mit nach Diehmenshof begleitet hat! Aus Deinem letzten Briefe erfahre ich, daß die Besserung ja Gott sei Dank fortschreitet — aber will Sidi Arnd denn immer noch nicht wiedersehen? Der arme Kerl führt ein bejammernswertes Dasein; ich bin froh darüber, daß ich ihn überreden konnte, seine Arbeiten in Rattyn wieder aufzunehmen — sie werden ihm Ablenkung und Zerstreuung bringen. Für die Kinder Schellners sorgt er in rührender Weise; auch Frau Dr. Hertzog bewährt sich musterhaft und sucht nach allen Kräften den kleinen Geschöpfen die Mutter zu ersetzen. Es ist bei allem Traurigen noch immer ein Glück, daß Schellner in ihr eine so gute Wahl getroffen hatte.

Auch sonst ist in den letzten acht Wochen hier in Berlin allerhand absonderliches passiert. Habe ich Dir nicht öfters von einem Banquier Rothwyl erzählt, in dessen Hause auch ich einmal — allerdings und Gottlob nur ein einziges Mal, verkehrt habe? — Ich glaube wohl. Nun also — dieser Biedermann ist plötzlich bei Nacht und Nebel verschwunden, und die große Gemeinde seiner Kundschaft schaut ihm klagend und händeringend nach. Man erzählt sich,

daß ein Prozeß, den seine getrennt von ihm lebende Frau wegen Herausgabe der von ihr in die Ehe gebrachten, sehr bedeutenden Mitgift wider ihn angestrengt und gewonnen habe, die Hauptursache seines Zusammenbruchs gewesen sei. In aller Eile hat er denn noch schleunigst mit auf Reisen genommen, was mitzunehmen war, und in diesem Augenblicke mögen bereits alle deutschen Konsulate des Erdballs im Besitze seines Signalements sein. Es ist kein sehr behagliches Gefühl, einmal am Tische eines gesessen zu haben, den die Polizei steckbrieflich verfolgt — aber es ist auch nicht immer ganz leicht, in dem augenblendenden Flimmer der großstädtischen Geselligkeit die Similis von den echten Steinen zu unterscheiden. In den Kreisen der sogenannten Künstlerwelt und des ihnen nahe stehenden Mäcenatentums der Börse am allerwenigsten! Ich gebe ohne Bedenken zu, daß man sich in den Zigeunerlagern dieser Gesellschaft famos amüsieren kann, zumal wenn man jung ist, wenn man wenig Rücksichten zu nehmen hat und wenn man das Parfüm einer gewissen verfeinerten Frivolität nicht scheut — aber man muß eben darauf gefaßt sein, mit Flecken am Kleide des guten Rufs nach Hause zurückzukehren. Glücklich der, dem es nicht schwer wird, sich von diesen fatalen Flecken wieder zu reinigen; ich kenne indessen doch manche, denen es nicht so leicht gelingt, bei denen die

Flecken größer und größer werden und schließlich den ganzen Menschen bedecken — eine unverwischbare Patina. Zum Exempel Mewes und seine Frau. Es ist kein zu verachtendes Sprüchwort, das „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist“. Ueberall auf der Erde giebt es eben nur *eine* gute Gesellschaft; sie mag langweilig sein, aber sie hält streng auf ihre Reputation und läßt die Bohême nicht ein. Zu ihr gehört nach meinen Erfahrungen die Künstlerwelt *nicht*. Das mag scharf klingen, aber da ich selber Künstler bin, kann ich es getrost aussprechen. Es ist auch nicht verwunderlich. Die freien Künste verlangen keine wissenschaftliche Bildung; wer Talent hat, steht unter ihrem Schutz, ganz gleich, ob er in einer Schusterwerkstatt oder im Bürgerhause oder in einem Palast geboren worden ist. Sie fordern auch nicht den Schliff der Erziehung, den der Diplomat oder Offizier oder Beamte haben muß oder den er im Verkehr mit Vorgesetzten und Gleichgestellten erlernt. Wie oft ist es mir nicht passiert, daß ich große Künstler kennen gelernt habe, deren triviale Menschlichkeit ebenso ungenießbar war wie ihr gesellschaftliches Sichgeben und die ihre bäurische Ruppigkeit noch mit einer gewissen Koketterie zur Schau trugen! — Es kommt dazu, daß die Künstlerwelt gerade auf diejenigen Kreise einen besonderen Reiz auszuüben pflegt, die gleich ihr einen freieren

Ton und eine größere Ungezwungenheit des Benehmens lieben; so gruppiert sich um sie eine neue aus ähnlichen Elementen gemischte Gesellschaft, die auch nicht dazu beiträgt, das Renommée, dessen wir Künstler uns erfreuen, besonders zu heben. Das liegt in der Natur der Sache und wird nie anders werden. Ich für mein Teil kann nur sagen, daß ich an diesem einen Winter freien Künstlerlebens genug habe und mich nach napoleonischer Methode langsam rückwärs konzentrieren werde. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. —

Vor acht Tagen war ich von Kommerzienrat Gutfreund — er ist übrigens „Geheimer" geworden — zur endlichen, arg verspäteten Einweihung seines Palastes geladen. Du entsinnst Dich noch des dicken Herrn, der bei der Premiére der ‚Kinder der Sonne' in unsere Loge trat? Das Falstaffartige seiner Aeußerlichkeit sagte Deinem Schönheitssinn nicht recht zu. Ein Adonis ist er nun freilich nicht, aber sonst ein prächtiger Kerl. Ich habe ihn gern und weiß aus verschiedenen kleinen Zügen, daß er ein grundgutes Herz besitzt. Eine Perle in einer Auster. Es war ursprünglich ein riesiges Fest geplant worden, aber Gutfreund dachte vornehm genug, es in Folge des Todes Schellners und des Ausbleibens Berkows, also der beiden am Bau Hauptbeteiligten, auf ein Diner in kleinerem Kreise zu beschränken. Der kleinere Kreis war indessen immer noch groß

genug, den herrlichen Speisesaal mit den Ostien'schen Sopraporten anmutig zu beleben. Ich hatte Flora zu Tisch zu führen. Sie war nämlich auch geladen, samt ihrer Mutter; beide hatten anfänglich abgesagt, aber da war Gutfreund, dem ungeheuer viel an anständigen Namen liegt, persönlich zu Ostien's gefahren und hatte sie so lange gequält, bis sie ihre Absage zurückzogen. Mir aber flüsterte Gutfreund, bevor wir zur Tafel gingen, unter verschmitztem Lächeln in's Ohr: ‚Wollten zuerst nicht kommen, die liebenswürdigen Damen, aber als ich ihnen erzählte, daß ich für Fräulein Flora bereits den Tischplatz bestimmt hätte — neben dem Grafen Carlot Diehmen — hm hm — da besannen sie sich zum guten Glück anders — pfuh'! . . . Und dann kitzelte mich der dicke Herr mit dem Zeigefinger in die Seite, machte ahnungsvolle Augen und that ungeheuer belustigt, was mir durchaus nicht angenehm war. Jedenfalls saß ich neben Flora und habe mich wieder mit ihr ausgesöhnt. Ach so — Du weißt ja gar nicht, daß ich mich mit ihr gezankt hatte! Ich war doch so lange nicht bei ihr, hatte aber erfahren, daß ihr Geburtstag Ende vorigen Monats war und sandte ihr an diesem Tage ein mächtiges Bouquet und eine Atrappe mit Konfitüren zu. Was geschieht! Die sanfte kleine Flora entpuppt sich als niedliche Kratzbürste und schickt mir Bouquet und Konfitüren wieder in's Haus

und schreibt dazu auf puterrotem Briefpapier, daß sie nicht gewöhnt sei, von ‚fremden Herren‘ Geschenke anzunehmen. Da hatte ich's; ich war ihr ein ‚Fremder‘ geworden. Aber nun sind wir wieder gute Freunde; ich habe abgebeten und bin wieder in Gnaden aufgenommen worden. Sie ist auch ein zu liebes Mädel, die Flora, und was hat sie für hübsche, seelentiefe Augen! — Weißt Du übrigens, daß Frau von Ostien ihren Prozeß gegen die Lehnsvettern in der Lausitz in letzter Instanz gewonnen hat? Ich freue mich herzlich darüber; sie kommen damit aus ihren bedrückenden materiellen Verhältnissen heraus.

Von dem Diner selber weiß ich wenig zu erzählen. Daß es wahrhaft lukullisch zuging, kannst Du Dir bei den Schlemmgelüsten Gutfreunds denken. Nach der Begrüßung der Gäste brachte er ein Hoch auf den fern weilenden Baumeister, auf Arnd, aus, gedachte dann mit einigen warm empfundenen Worten des armen Schellner, dessen lebenssprühender Bacchantenzug in voller marmorner Pracht den Fries des neuen Hauses ziert, und toastete schließlich auch noch auf die Schöpferin der (in ihrem Gesamteindruck übrigens prächtig wirkenden) Sopraporten im Speisesaal. Flora wurde rot wie das Papier, auf dem sie mir den Krieg erklärt hatte, und auch der Mutter war diese unerwartete Huldigung zweifellos etwas peinlich. Übrigens

scheint auch Gutfreund die Absicht zu haben, seine Verkehrskreise ein wenig exklusiver ausgestalten zu wollen; die Tischgesellschaft bei ihm war jedenfalls tadellos.

Die Hauptüberraschung kam aber erst am nächsten Tage. An diesem Tage konnte nämlich jeder, der an dem Palaste Gutfreund's vorüberging, mit Staunen bemerken, daß das Haus geschlossen und die Jalousien herabgelassen waren; nach der fröhlichen Einweihung war wieder das Schweigen des Todes in den neuen Bau eingezogen. Der Grund für diesen merkwürdigen Wandel wurde den Bekannten Gutfreund's aus einem Billet ersichtlich, das er von Nizza aus versandte und das nur die kurze Anzeige enthielt: ‚Geheimer Kommerzienrat Karl Gutfreund — Dora Vanmeer — Vermählte'. Dora Vanmeer war in diesem letzten Berliner Winter eine viel gefeierte Schönheit — eine junge Flamländerin mit herrlichem tizianrotem Haar und schwermütigen Augen. Sie war als die Nichte des Banquiers Rothwyl in die Gesellschaft eingeführt worden, doch wußte die böse Welt sich zu erzählen, daß sie ihm noch näher stehe. Sei's wie es sei — auf mich hat das Mädchen immer den Eindruck gemacht, als schleppe es irgend ein schweres inneres Leid mit sich herum. Man erzählte mir, Gutfreund habe sich schon seit längerem für die Vanmeer interessiert und sie bei dem Zusammenbruche Rothwyl's in das Haus eines Bekannten ge-

bracht. Am Morgen nach dem Einweihungsfest war die standesamtliche Kopulation erfolgt, und dann war der Kommerzienrat mit seiner kleinen Liebe, um allen Fragen und verwunderten Blicken zu entgehen, schleunigst nach dem Süden gereist. Ob er es versuchen wird, seine Frau nächstjährig in die Gesellschaft zu lancieren, oder ob er, zufrieden mit dem eroberten Schatz, ein zurückgezogenes Leben führen wird, weiß ich nicht. Der Mann ist sehr reich und ganz unabhängig; wer kann es ihm schließlich verdenken, daß er sich sein Glück holte, wo er es zu finden hoffte! —

Daß es Dir, mein liebes Herthachen, nicht möglich gewesen ist, der Hochzeit Halm's beizuwohnen, hat viel Kummer erregt, obwohl man einsah, daß Du schon Sidi zu Liebe in Diehmenshof bleiben mußtest. Du weißt, daß die Trauung in der Marienkirche und das Hochzeitsmahl im Englischen Hause stattfand. In der Kirche ging es sehr feierlich und im Hotel kreuzfidel zu. Das Fröschlein war eine entzückende Braut, und der Amtsrat sah als stellvertretender Brautvater ungemein wichtig aus. Leider that er bei Tische des Guten zu viel — aber nur in Mosel — weil der Arzt es ihm so befohlen hätte. Halm planschte in einem Meer von Wonnen umher; das Deutsche Theater hatte einen Tag vorher eines seiner älteren Dramen zur Aufführung angenommen. Das junge Paar, das übrigens gleich

nach dem Hochzeitsmahl nach Dresden abfuhr, hat sich in der Yorkstraße eine hübsche Wohnung gemietet, ein kuschliges kleines Nest, das ich mir bereits pflichtgemäß ansehen mußte. Alles weitere über die glückliche Feier wird Dir wohl der Amtsrat persönlich mit seiner Stockschnupfenstimme erzählen. Es wird ihm recht einsam werden in Rosenhagen, nun er das lustige Fröschlein nicht mehr um sich hat.

Was macht denn Dievenow? Du schreibst gar nichts mehr über ihn. Sitzt er noch immer über seiner großen Arbeit?

Ich warte nur noch die Preisverteilung der Jury ab, auf die ich sehr neugierig bin, dann komme ich nach Diehmenshof. Ich verspreche mir einen guten Einfluß auf Sidi — ohne Eitelkeit gesagt. Sie hatte mich immer gern, wie ich sie, und sie kennt meine Freundschaft zu Arnd. Die Scheidewand zwischen den beiden muß doch endlich einmal fallen! Arnd reibt sich auf mit seinem inneren Gram. Wie ein Träumer wandelte er in den letzten Wochen umher. Er hat gefehlt, hat bitter Unrecht gethan — nun ja — aber wenn je eines Menschen Reue echt gewesen ist, so ist es die dieses armen Teufels. Und Sidi muß doch einsehen, daß auch sie nicht ganz schuldlos ist.

Meine kleine, große Hertha, wie freue ich mich auf Diehmenshof! Es ist fast ein halbes Jahr her, seit ich zum letzten Mal, bei stöberndem Schnee, da-

heim auf die Rampe fuhr — ach, und was liegt nicht alles zwischen jenen Weihnachtstagen und heute! „Mehr sehen und mehr erleben" war die Parole, mit der ich nach Berlin kam. Ich habe in kurzer Zeit unendlich viel gesehen und fast zu viel erlebt. Es war eine Prüfungs-Saison für mich, auch eine Lehrzeit, und ich bin recht froh, daß sie überstanden ist. Sie konnte mir schaden, doch sie hat mir nichts geschadet. Im Gegenteil — sie hat mich stark gemacht.

Aber nach all' dem Erlebten ist die Sehnsucht nach unserm stillen Heimatswinkel um so heißer geworden. Ich will wieder einmal ausruhen, wenn auch die Rast nur kurz sein soll. Ich will wieder einmal Arm mit Arm mit Dir durch die Buchenhecken und die Lindenallee wandeln, will Deine Rotdornbüsche und Schneeballen blühen sehen und den Duft Deiner Rosen einatmen. Ich will mich an dem lauschigen Frieden erquicken, der über unsre Scholle weht — und dann von neuem an die Arbeit gehen. Also auf Wiedersehn, Schwesterherz —

in alter Treue

Dein Carlot."

X.

Hertha hatte sich früh erhoben. Gerade nach einer unruhigen Nacht liebte sie es, mit der Sonne aufzustehen und die heiße Stirn im Morgenwinde zu baden. Auch der Tag versprach schwer zu werden: Arnd hatte sich angesagt, und sie mußte Sidi auf sein Kommen vorbereiten.

Die Comtesse trat, nachdem sie ihre Toilette beendet, an das Fenster und öffnete es. Über den Park mit seinem jungen Grün glühte die Frühsonne. Sie stand noch nicht völlig am Himmel; die ganze Hälfte des Firmaments brannte noch in den tausend Farbentönen, die ihr Erwachen ankündigten. Alles, was Hertha vor sich sah, war in rote Lohe getaucht, die selbst das Schwarzgrün der Lärchen und Edeltannen zu einem matten und zarten Violett abschattierten. Doch von Minute zu Minute änderte sich das Wunderbild. Je höher die Sonne über den Horizont rückte, desto stärker wog in ihrem

Farbenspiel das Gold vor, mit dem sie die Welt schmückte. Es rann und zitterte über Bäume und Gräser und füllte den Weiher mit flüssigem Feuer. Mitten in dieser gleißenden Pracht schwamm ganz langsam ein Schwan. Aus der Entfernung, vom Fenster aus, erschien er Hertha wie eine große weiße Seerose.

Auch die Vögel waren längst erwacht. Ein zwitscherndes Leben jubelte viel hundertstimmig der Comtesse entgegen. Sie war im Reitkostüm, in einem langschleppigen dunkelblauem Trikotkleide, das ihre hochgewachsene volle Figur eng umschloß. Auf dem schlicht geordneten Haar befestigte sie einen kleinen Rundhut, griff dann nach einer Gerte mit silbernem Knopf und stieg aus der ersten Etage, in der ihr Schlafgemach lag, nach dem Entresol hinab.

Es war noch still im Hause; Tante Ohlden und Sidi waren späte Aufsteher, und auch Carlot, der vor acht Tagen in Diehmenshof eingetroffen, gönnte sich gern eine verlängerte Nachtruhe. Im Frühstückszimmer traf Hertha den mit Aufräumen beschäftigten Diener. Er grüßte respektvoll und fragte mit einem Blick auf die Toilette der Comtesse, ob er das Satteln des Schimmels bestellen solle.

Hertha verneinte — sie wollte selbst in den Stall. Sie schritt über die Schloßrampe, blieb hier einen Augenblick stehen, mit Wonne die herrliche Morgenluft einatmend, und wandte sich dann

auf einem Nebenweg nach dem Wirtschaftshofe, wo bereits ein reges Leben herrschte und ihr die Hunde mit lustigem Gekläff entgegenstürmten.

Im Stall fand sie Schindler, den Kutscher; die weiße Liese wurde gesattelt und auf den Hof geführt. Hertha klopfte ihr den blank geputzten straffen Hals, gab ihr ein Stückchen Zucker und schwang sich dann in den Sattel.

Sie ritt langsam durch das Dorf, grüßte freundlich die ihr Begegnenden, hielt auch dann und wann einmal an, um mit einer alten Frau oder einem Kinde ein paar Worte zu wechseln, und fiel erst in Trab, als der Weg sich zwischen Feldern, die der Ernte entgegenreiften, dem Buchenwalde näherte.

Die bevorstehende, ziemlich unerwartete Ankunft Arnd Berkow's beschäftigte ihre Gedanken lebhaft. Die schwere Katastrophe, die Sidi auf das Krankenlager geworfen, war in ihren Folgen noch immer nicht verwunden. Allerdings hatte Sidi sich körperlich ziemlich schnell erholt, aber die wunde Seele wollte so rasch nicht genesen. Sidi war still geworden; sie sprach wenig und lächelte nie, ging den Menschen aus dem Wege und war am liebsten allein mit ihren Kindern, die sie mit nach Diehmenshof genommen hatte.

Als man das erste Mal den Namen Arnds vor ihr aussprach, verfiel sie in einen entsetzlichen Schreikrampf, der die Generalin und Hertha befürchten

ließ, Sidi würde einen Rückfall ihrer Gehirnerkrankung bekommen. Man nannte den Namen ihres Gatten nicht mehr und umgab sie mit liebevollster Schonung und Sorgfalt; Arnd wurde benachrichtigt, daß er ihr vorläufig auch nicht schreiben dürfe, und der arme Mann, der, getrennt von allem, was er liebte, ein trauriges Leben führte, fügte sich wehen Herzens dieser Notwendigkeit.

Erst Carlot gelang es, einen entscheidenden Umschwung in der Seelenstimmung der jungen Frau herbeizuführen. Er ging viel mit ihr spazieren, plauderte in heiterer und anregender Weise über hunderterlei mit ihr und begann schließlich auch, anfangs vorsichtig und tastend, dann in bestimmterer Ausführung, über ihre Zukunft zu sprechen. Sie erbleichte und wollte das Gespräch ablenken, aber Carlot blieb fest, redete warmfühlig und verständig in sie hinein und erreichte auch, daß Sidi auf seine geschickt erwogenen Absichten einging. Allerdings betonte sie stets und geflissentlich, wenn von einer Wiedervereinigung und einem weiteren Zusammenleben mit Arnd gesprochen wurde, daß die „Vernunft“ es so erfordere; Carlot sagte sich indessen, daß er nach dem Geschehenen einen innigeren Ton vorderhand gar nicht erwarten könne und gab sich zufrieden. Erst die Zeit konnte die entfremdeten Herzen wieder zu alter Festigkeit zusammenkitten. Er drang deshalb auch nicht weiter in Sidi, als

diese ihn bat, er möchte Arnd noch fernhalten — sie müsse sich erst noch mehr sammeln und noch mehr zur Ruhe kommen, ehe sie ihn wiedersehen könne; er begriff das und schrieb auch in diesem Sinne an Berkow. Aber der verzweifelte Mann ertrug die Trennung von Weib und Kindern nicht länger; er schrieb zurück, daß er es auf einen Gewaltcoup ankommen lassen wolle und daß er Sidi sehen und sprechen müsse.

Mit dem Mittagszuge wurde er in Diehmenshof erwartet. Gleich nach Ankunft seines Briefes war Hertha nach Zielenberg gefahren, um mit dem Arzt, der Sidi in ihrer Rekonvalescenz behandelte, Rücksprache zu nehmen. Der Doktor schüttelte Anfangs bedenklich den Kopf, gab dann aber zu, daß gerade bei hysterischen Personen ein sogenannter Gewaltcoup zuweilen sehr glücklich verlaufen könne. Er riet, Sidi bis zu dem Moment der Ankunft ihres Gatten nichts davon zu sagen, und versprach, gegen Mittag selbst nach Diehmenshof zn kommen, um für alle Fälle gegenwärtig zu sein.

Hertha war tief in den Wald hineingeritten. Obschon der Tag heiß zu werden versprach, herrschte hier unter den Buchen, deren junges Laubwerk sich zu einem dichten grünen Dache verschlang, noch eine erquickende Frische. Nur in gebrochenen Strahlen und abgetönt, mit leichtem Patinaschimmer, drang die Sonne durch die Kronen der Bäume und

zeichnete ein flimmerndes Maschenwerk auf den moosigen Untergrund, auf dem zahlreiche Schößlinge wucherten und den hier und da dichtes Brombeer- und Wachholdergebüsch durchzog. Nach viertelstündigem Trab ließ die Comtesse den schnaufenden Schimmel wieder in Schritt fallen und die Zügel hängen. Sie ritt langsam weiter, sich ganz dem wohligen Empfinden hingebend, das der herrliche Morgen in ihr geweckt hatte.

Da die Sonne auf den breiten Fahrweg bereits heißer zu glühen begann, so lenkte Hertha in einen schmaleren Fußpfad ein, der sich in leichten Windungen durch den Wald schlängelte. Plötzlich scheute der Schimmel vor einem mit einem Pfahl versehenen kleinen Erdhügel am Wege. Die Comtesse mußte lächeln. Was fiel denn der alten Liese ein! Sie scheute vor dem Hügel, der die Grenze zwischen Diehmenshof und Klein-Höfchen bezeichnete? War es ihr unangenehm, das Gebiet des Herrn von Dievenow zu betreten?

„Sei artig, Liese“, sagte Hertha begütigend und strich mit der Hand über die lang wallende Mähne des Schimmels, „— er ist nicht so böse, der Hans Dievenow, er ist gut — und Dich liebt er auch“...

Der Wald öffnete sich zu einer weiten Wiesenniederung, die smaragdfarbig einen schön gebuchteten See umkränzte. Am Seeufer stand ein Fischerhäuschen und vor dessen geöffneter Thür der Fischer,

ein alter Mann mit einem Gesicht, wie die Niederländer der klassischen Schule es gern zu malen pflegten. Und neben ihm hielt ein Reiter — der, an den Hertha soeben gedacht hatte — und sprach so eifrig mit dem Alten, daß er die Comtesse erst bemerkte, als der Schimmel angesichts seines braunen Freundes ein lustiges Wiehern ausstieß.

Dievenow wandte sich um, und ein frohes Lächeln flog über sein schönes ernstes Männergesicht.

„Grüß Gott, Cousine!“ rief er ihr zu. „Also endlich einmal! Seit Wochen durchstreife ich alle Morgen den Wald, in der Hoffnung, Dir zu begegnen — aber Du scheinst auf Diehmenshof nun wirklich ganz zur Anachoretin geworden zu sein — zur frommen Büßerin würde ich sagen, wenn Du etwas zu büßen hättest!“

„Ich war schwer abkömmlich in diesen Tagen, Vetter,“ antwortete sie, seinen Handgruß erwidernd; „aber warum hast Du Dich gar nicht einmal sehen lassen? Liegt Klein-Höfchen weiter von Diehmenshof entfernt als umgekehrt?“

Dievenow gab den Fischer einen letzten Befehl und ritt dann an der Seite Hertha's in den Wald zurück.

„Ich wagte nicht, herüber zu kommen,“ entgegnete er, „Sidi's wegen. Ich bin mir längst klar darüber geworden, daß der Korb, mit dem sie mich einst auf meinen Antrag hin nach Hause zurück-

schickte, ein Glück für uns beide gewesen ist. Ich bin auch über den Schmerz hinaus, den mir ihr schroffes Nein verursacht hat. Aber ich fürchte mich gerade jetzt doppelt davor, Sidi von neuem zu begegnen — auch um ihrerwillen."

„Ich begreife es," nickte Hertha. „Im übrigen, Vetter: Arnd hat sich zu heute angesagt. Es wird also zur Entscheidung kommen."

„Arnd" — und Dievenow schüttelte mitleidig den Kopf — „gebe der Himmel das beste! Es wäre Wahnsinn, wenn die beiden sich nicht wieder vertragen wollten. Sie würden beide zu Grunde gehen. Welche Dramen spinnt nicht das große Leben da draußen" — und er winkte mit der Hand in eine ungewisse Ferne. „Dramen, in denen selten das Herz die erste Rolle spielt, aber immer das erregte Nervensystem. Es ist, als gebe es in unserer Zeit kein Herz mehr und kein Gemüt, keinen stetig forschenden Geist, kein zielbewußtes Streben, kein feste Wurzeln schlagendes Talent — als gebe es nur noch Nerven. Die Nervosität ist das charakteristische Zeichen der Zeit, das prägnanteste Merkmal der modernen Welt. Sage selbst, Cousine — hab' ich nicht recht?"

„Leider," erwiderte Hertha, „ich muß es nach den Erfahrungen, die ich mit Sidi und Arnd und auch mit Carlot gemacht habe, zugeben. Die Nervosität ist der Dämon der Gegenwart. Was war

es denn, das Sidi und Berkow auseinander getrieben hat? Eine unglückliche Liebe? — wahrhaftig nicht! Ich glaube nicht, daß Sidi einer großen, alles niederreißenden Leidenschaft fähig sein kann. Ich bin vielmehr überzeugt, daß nur eine nervöse Exaltation sie beeinflußt hat. Arnd hat Sidi infolge seiner eigenen nervösen Ruhelosigkeit vernachlässigt, und der unselige Schellner ist das treibende Element gewesen, das die Krisis zum Ausbruch gebracht hat. Du hast schon recht, Hans: die Unglücksgeschichte zwischen Arnd und Sidi ist ein typischer Fall. Der moderne Mensch ist ein Sklave seiner kranken Nerven. Sie beherrschen ihn ganz."

Schweigend ritten sie eine Zeitlang nebeneinander her. Dievenow hatte einen Buchenzweig abgerissen und zerpflückte ihn langsam. Er schien in tiefen Gedanken.

„Eine Frage, Hertha", begann er plötzlich von neuem.

„Und —?"

„Zu welcher Klasse von Menschen zählst Du mich eigentlich? Zu den modernen, den antiquierten oder den Durchschnittsleuten?"

Sie lachte.

„Ich will Dir etwas sagen, Vetter," antwortete sie. „Das Wort modern gefällt mir überhaupt nicht — ich sprach mich neulich schon einmal mit Carlot darüber aus. Es leitet sich von Mode ab,

und Geist und Herz sind keiner Mode unterthan. Ich vermeide den Ausdruck also gern oder gebrauche ihn nur, um das Wesen unserer Zeit, das in seiner Nachahmungssucht allerdings ganz im Banne der Mode steht, damit zu bezeichnen. Nun weiß ich allerdings, daß nicht alles, was sich modern nennt oder so genannt wird, in dieselbe Menschheits-Kategorie zu bringen ist. Die einen mögen sich ruhig weiter an der Etikette erfreuen, die sie sich selbst oder das strebsame Mitgenossen ihnen angeheftet haben — die anderen aber sind in Wahrheit nicht modern, wenn es oberflächlichen Beurteilern auch so scheint und wenn die Allgemeinheit sie auch unter dieser häßlichen Marke passieren läßt. Ich möchte sie lieber die Jüngeren oder, da sie durchaus nicht immer jung zu sein brauchen an Jahren, besser noch die Neuen nennen. Und zu diesen neuen Menschen, Vetter Dievenow, — da Du doch einmal fragtest — rechne ich auch Dich. Ich kenne Deinen Lebensgang und weiß, zu welcher Höhe der Weltanschauung Du Dich durchgekämpft hast. Du bist in der That einer der ‚Neuen‘, denn Du hast kräftig mit alten Vorurteilen gebrochen, die Dir wie Gestrüpp um die Füße wucherten, hast mit eiserner Selbstzucht Dein Herz bezwungen, mitleidslos mit dem eigenen Weh, das Dich nur schwach machen konnte, wenn Du ihm nachgegeben hättest — Du hast, unbekümmert darum, ob Dich

die ländlichen Nachbarn spöttisch einen Stubengelehrten nannten, in strengen Studien Deinen Geist geweitet und vertieft, ohne die praktische Bearbeitung Deiner Scholle zu vernachlässigen — Du hast Dir selbst gelebt. Kein Egoist im Sinne Stirner's und Nietzsches, aber —“

„Halt ein Cousine,“ fiel Dievenow der Sprechenden, sie mit leuchtenden Augen betrachtend, ins Wort, „Dein Lob macht mich erröten! Was ich that, that ich freilich nur um meiner selbst willen, zu meiner eigensten Befriedigung, und willst Du der modernen Philosophie folgen, die im Gegensatz zu dem Altruismus, der opfervollen Selbstlosigkeit, den Egoismus des Individuums auf das Schild erhebt, so magst Du mich zu den Neueren rechnen, vorausgesetzt,“ und er lächelte — „daß Du meinem Egoismus edlere Motive unterschiebst, als der Zarathustra des neunzehnten Jahrhunderts sie von seinem Zukunftsmenschen fordert. Aber das Herz, Hertha, ist unmodern geblieben, und auch mit der Selbstzucht, die Du an ihm rühmst, ist es nicht weit her. Vielleicht hätte ich Sidi noch schwerer vergessen können, wenn nicht allmählich an ihre Stelle das Bild einer anderen getreten wäre, einer Besseren, Schöneren und Edleren . . Cousine — Du hast mich so gelobt, daß mir der Mut gewachsen ist, auszusprechen, was ich Dir längst schon zu sagen gedachte — — darf ich?“

„Nein!“ rief sie, die Wangen flammend und mit

glückseligem Lächeln. „Ich weiß, was Du mir sagen willst, und werde es Dir in Form einer an Dich gerichteten Frage wiederholen“ . . .

Sie trieb ihren Schimmel dicht an seine Seite und sah Dievenow voll ins Gesicht.

„Liebst Du mich, Hans?“ rief sie.

Dann drückte sie ihrem Pferde den Sporn in die Seite — ihre Gerte flitzte über das weiße Fell.

„Bringe mir morgen die Antwort nach Diehmenshof!“ — Ein letzter liebesseliger Blick und eine Kußhand — und Hertha jagte in rasender Carrière davon.

„Ja — ja — ja — o Du einzig Geliebte!“ schrie Dievenow hinterher, wollte dann auch seinem Pferde die Sporen geben, ließ es aber, da er Hertha bei ihrem weiten Vorsprung doch kaum noch einzuholen vermochte. Die Leute auf den Feldern würden auch große Augen zu dieser Hetzjagd gemacht haben.

Er lenkte um. Sein Herz jauchzte. Sie liebte ihn — ach, er wußte es ja längst! Aber, daß sie es ihm zuerst gestanden hatte, das —

„Das war ganz modern,“ sagte er sich, halblaut den Gedanken beendend. „Und sie will es doch nicht sein. Die Liebe kehrt alles um!“ . . . Und im Übermaße trunkenen Glücks schrie der ernsthafte Mann plötzlich einen wilden Jodler in den Wald

hinein und preschte dann im Galopp davon, daß rechts und links die Erde flog.

Morgen! — Morgen! — Morgen!

* * *

Erhitzt von dem tollen Ritt kam Hertha nach Diehmenshof zurück.

Auf der Parkterrasse saß Carlot beim Frühstück und las dabei die Morgenzeitung.

„Salve, mein Herz," rief er der Schwester entgegen; „sei nicht böse, daß ich bereits zum Futtern geblasen habe, aber wer wußte denn, wann Du zurückkehren würdest, Du wilde Amazone Du! Und ehe Tante Tilde mit Sidi aus den oberen Regionen herabsteigt, kann ich längst verhungert sein . . . Du siehst ja so merkwürdig aus — so echauffiert und dabei so vergnügt, als ob Du Dir das große Loos erritten hättest" —

„Habe ich auch," antwortete Hertha. „Ich will Dir etwas anvertrauen, mein Junge, aber Du darfst es bis morgen — bis die dumme Geschichte mit der Sidi in Ordnung ist, keinem Menschen weitersagen."

„Wo werde ich denn," entgegnete Carlot.

„Ich habe im Walde jemand getroffen" —

„Nun — das kann schon passieren," fiel der Bruder ein.

„Aber mit diesem jemand habe ich" — sie stockte.

„Na was denn?“ fragte Carlot, noch immer ahnungslos, verwundert und neugierig.

„Habe ich mich verlobt, Carlot — wenigstens so ungefähr!“

Carlot sprang in die Höhe, warf Messer und Serviette hin und stürzte Hertha um den Hals.

„Still' — sage nichts,“ rief er, „ich weiß schon mit wem — mit Vetter Dievenow! O Du liebe, kleine, große Schwester! O Du vernünftiges Mädchen! Das war einmal gescheidt! Es mußte ja endlich 'mal dahin kommen! So ein goldiges Wesen wie Du hätte längst verheiratet sein müssen! Aber nein — so ist es besser. Dievenow ist der Rechte. Noch einen Kuß — so — und nun setzen und nun erzählen!“ . . .

Er schob ihr einen Stuhl zu.

Hertha nahm Platz, und Carlot goß ihr Thee ein.

„Da ist nicht viel zu erzählen“, sagte sie, mit dem Frühstück beginnend. „Wir trafen uns im Walde, der Hans und ich — zufällig natürlich“ —

„Na na!“ machte Carlot.

„Aber, Junge — ich gebe Dir mein Wort, daß es der reine Zufall war — ich werde mir doch nicht mit einem männlichen und noch dazu sehr weitläufigen Vetter ein Rendezvous in aller Herrgottsfrühe geben!“

„Mit einem weiblichen Vetter wär's schon etwas anderes“, spöttelte Carlot.

„Mach mich doch nicht verlegen, Bruder — ich weiß schon gar nicht mehr, was ich spreche, weil Du mich immer unterbrichst! Also wir trafen uns, und da fragte er mich, ob er mir einmal etwas sagen dürfte.“

„Aha!“

„Und darauf antwortete ich ihm, daß ich das längst wüßte, ohne daß er es mir erst zu erzählen brauchte“ —

„Donnerwetter!“

„Na — und dann sagte ich es ihm.“

„Du — hast es — ihm gesagt?“

„Jawohl — aber ich bin spornstreichs davongeritten und habe ihm nur noch zugerufen, ich wär' morgen zu Hause. Heute wollte ich nicht — weißt Du, wegen der Sidi“...

Carlot stand auf und umarmte Hertha abermals.

„Du bist wirklich ein Original, Schwesterherz, aber — ich bin zufrieden mit Dir, Du hast Dir mein höchstes Lob erworben. Übrigens habe ich soeben noch eine zweite Verlobung in der Zeitung gefunden — sie dürfte Dich auch interessieren“ ...

Er reichte Hertha das Blatt hinüber und wies mit dem Finger auf die betreffende Stelle.

„Kitty Baranius — Siegfried Ritter von Ippinger, Wien, Verlobte,“ las Hertha. „Sie hat sich rasch getröstet,“ fügte sie hinzu, „sei froh darüber.“

„Ich bin es,“ antwortete er kurz.

Die Comtesse faltete das Zeitungsblatt wieder zusammen.

„Was mir soeben einfällt,“ sagte sie, ihre Stirn berührend, „— habe ich Dir schon erzählt, daß Ostien's Ende Monat auf einige Tage herkommen wollten?“

Er hob den Kopf und errötete leicht. Sie bemerkte es und lächelte still zufrieden in sich hinein.

„Ja“, fuhr sie fort, „es ist nicht unmöglich, daß Frau von Ostien Rosenhagen zurückkauft. Bernitz möchte es gern los werden. Wirst Du denn Ende Monat noch hier sein?“

„Ich — ich glaube wohl.“

„Sagtest Du nicht, Du wolltest am fünfzehnten wieder nach Berlin?“

Carlot errötete von neuem. „Ich bleibe noch etwas länger“, erwiderte er, „notabene, wenn die gnädige Comtesse es gestatten — notabene, wenn auch Ostiens nicht dagegen haben — notabene, notabene“..

Sie schaute vergnügt zu ihm herüber und streichelte seine Hand.

„Notabene, wenn Dir so um's Herz ist“, ergänzte sie.

Frau von Ohlden und Sidi kamen aus dem Schlosse, die alte Dame mit noch herber und müde gewordenen Gesichtszügen als früher, Sidi schlanker und aetherischer in der Erscheinung, aber doch schon

mit den rosigen Tönen wiederkehrender Gesundheit auf den Wangen.

Der Vormittag verstrich schnell. Carlot machte mit Sidi den gewohnheitsmäßigen Spaziergang und brachte dabei absichtlich das Gespräch auf Arnd und seine Vereinsamung. Da Sidi ihm, allerdings ohne ein Wort hinzu zu setzen oder innere Bewegung zu bekunden, aber auch ohne Widerspruch zuhörte, so begann er sich wärmer Arnd's anzunehmen, erzählte, wie sehr der Ärmste unter der Trennung von seinen Lieben litte, wie man ihm dies auch äußerlich anmerke und wie er sich wieder in seine Häuslichkeit zurücksehne . . . Sidi blieb am Wege stehen, stieß mit der Fußspitze in den Kies am Boden, zog die Unterlippe ein und entgegnete schließlich:

„Vielleicht kommt Arnd erst einmal her . . . Nach Berlin und in die alten Verhältnisse kann ich noch nicht zurück! Ich muß mich noch mehr erholen“ . . .

Das genügte Carlot. Er erzählte die Bemerkung Sidi's dem Arzt, der gegen Mittag nach Diehmenshof kam, sich nach dem Befinden der jungen Frau zu erkundigen, und fragte ihn, ob man sie auf die nahe Ankunft ihres Gatten vorbereiten solle. Aber der Arzt schüttelte den Kopf. „Noch nicht,“ erwiderte er; „steht die Sache so günstig, kann man es mit einem Überfall versuchen“ . . .

Zum Zuge fuhr Carlot selbst nach der Station, um Arnd abzuholen. Die beiden Männer begrüß-

ten sich in herzlicher Freundschaft; sie hatten beide im letzten Winter viel trübe Erfahrungen durchkosten müssen und das hatte sie näher zusammengeführt als die lockeren verwandtschaftlichen Beziehungen es bisher gethan hatten.

Arnd sah bleich und ernst aus — der Ausdruck seines Gesichts war ein vergeistigterer geworden. Das Leiden hatte ihn innerlicher gemacht.

Seine ersten Fragen galten natürlich Sidi und den Kindern, denen die Landluft vortrefflich bekam und die den ganzen Tag über im Garten umhersprangen. Carlot berichtete auf der Heimfahrt ausführlich über das Befinden der Genesenden und ermahnte Arnd, vorsichtig auf etwaige Wunderlichkeiten Sidi's einzugehen, sie überhaupt mit schonendster Rücksicht zu behandeln, um jedem Rückfall vorzubeugen.

Arnd war in großer Erregung, fragte und sprach unausgesetzt. Er kam direkt von Rattyn, wo mit den Restaurierungsarbeiten bereits begonnen worden war. Sie fesselten ihn voraussichtlich den ganzen Sommer hindurch an das herzogliche Schloß, und so war er denn durchaus mit dem Vorschlage Carlots einverstanden, Sidi und die Kinder in dieser Zeit in Diehmenshof zu belassen; er wollte nur sonntäglicher Gast sein, um die Seinen wenigstens alle acht Tage einmal wiedersehen zu können.

„Gestern habe ich übrigens auch einen längeren

Brief von Gutfreund erhalten, von dem neugebackenen ‚Geheimen‘,“ fuhr er fort, „in dem er mir noch nachträglich seinen Dank für die Ausführung seines neuen Hauses aussprach. Er ist mit seiner jungen Frau in Rom gewesen, hat sich dort den Segen des Papstes geholt und will den Sommer auf Corfu oder einer anderen griechischen Insel verleben. Er schreibt, er hätte nie geglaubt, noch einmal so glücklich werden zu können. Ich gönn' ihm das Glück von Herzen. Und auch der Dora“ . . .

Carlot erzählte von der Verlobung Kitty's mit dem Wiener Ritter.

„Also hat sie doch noch ein Adelsprädikat eingefangen“, sagte Berkow lächelnd, „wenn auch nur eins von der eisernen Krone! Kitty und Dora — Sumpfpflanzen der modernen Gesellschaft! Aber Dora hat sich an's Land gerettet und sie konnte es. Sie war mehr wert als die andern, und ich glaube, daß ihre Entsündigung anhält. Weißt Du apropos, daß man den Rothwyl in Chicago, auf dem Boden seiner ersten spekulativen Versuche, dingfest gemacht hat? — Ah — das ist Diehmenshof — nicht wahr?“ . . .

Dorf und Schloß wurden sichtbar, in Grün gebettet und vom Sonnenlichte umflossen. Der Wagen hielt nicht auf der Rampe, sondern vor dem Parkthor. Die beiden Männer gingen zu Fuß und auf Umwegen in das Herrenhaus, wo Hertha und der

Arzt sie empfing. Man hatte dafür gesorgt, daß Sidi mit Frau von Ohlden auf ihrem Zimmer war.

Carlot übernahm die Anmeldung. Er klopfte an die Stubenthür seiner Cousine und trat ein. Sidi lag auf der Chaise-longue und las, während ihre Mutter, mit einer Häkelarbeit beschäftigt, daneben saß.

„Störe ich? — nein", sagte Carlot heiter. „Höre, mein Herz, ich habe Dir eine freudige Überraschung mitzuteilen. Es ist Besuch angekommen."

Sidi ließ ihr Buch fallen, fuhr in die Höhe, erbleichte und schaute Diehmen erschreckt an.

„Besuch?" flüsterte sie. „Wer? — Arnd?" —

Carlot nickte.

Sidi blieb bewegungslos sitzen, die Hände auf das Herz gepreßt.

„Arnd!" hauchte sie leise. „Arnd ist da — Arnd ist da" ... Und dann schoß ihr ein jäher Blutstrom in das Gesicht, und sie sprang auf. Ein helles Leuchten trat in ihre Augen.

„Wo ist er?!" schrie sie, „— ich will ihn sehen!"

Der Lauschende vor der Thür hörte das und stürzte mit weit offenen Armen in das Zimmer.

„Sidi! Sidi! Mein Weib!"

Er schloß sie an seine Brust und bedeckte ihre Hände und ihr liebes blasses Gesicht mit Küssen. Ohne Regung hing sie in seinen Armen und über ihre Wangen stürzten heiße Thränen.

„Mein Arnd“, schluchzte sie.

... Frau von Ohlden und Carlot zogen sich leise zurück, um die Weihe dieser Stunde nicht zu stören, in der zwei, die gefehlt und geirrt hatten, sich wiederfanden als neue Menschen.

Druck von Gergonne & Cie., Berlin W. 35.

Ein Schlagwort der Zeit

Bd.: 2.

1896